

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Gespenst vom Tower

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Das Gespenst vom Tower

John Sinclair Nr. 605

von Jason Dark

erschienen am 06.02.1990

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Gespenst vom Tower

Jeden Abend sagt der Beefeater, der königliche Torschließer des Tower, dieselben Worte.

»Ist der Tower Ihrer Majestät verschlossen und gesichert – und alles ist gut!«

Ein historischer Satz, der nie verfremdet gesprochen wird. Alles ist gut, so dachte man.

Es war nicht alles gut. Ein Schlupfloch existierte auch nach Mitternacht. Doch das kannte nur einer.

Die Person war gefährlich, denn sie war das Gespenst vom Tower! Und besessen von einem unheilvollen Mordtrieb…

Sie hatten sich dort kennengelernt, wo sich zumeist die reife Jugend hingezogen fühlt, wenn sie tanzen wollte. Also die Männer und Frauen über dreißig. Für Teenies waren das schon Grufties.

Anne Baker und Justin Gold. – Eigentlich war es Zufall, daß sie zusammentrafen, und dies im wahrsten Sinne des Wortes. Anne hatte an der Bar gestanden, das Glas mit dem Drink in der Hand. Irgendwann hatte sie sich etwas zu hastig umgedreht.

Justin Gold hatte nicht mehr ausweichen können und auch nicht wollen. Der gefärbte Drink schwappte aus dem Glas und auf sein helles Jackett.

»Ach Gott, nein!«

»Ach Gott, ja«, sagte er und grinste.

Himmelblaue Augen starrten ihn an. Dann ging es weiter wie in einer Liebesschnulze. »Wie kann ich das je wieder gutmachen, Mister?«

»Gestatten – Gold, Justin Gold.« Er sagte es so, als würde sich James Bond vorstellen.

»Ich heiße Anne Baker.«

»Da wissen wir schon einiges. Außerdem wüßte ich, wie Sie es gutmachen können. Sie brauchen mir das Jackett nur zu reinigen.«

Da wurden die himmelblauen Augen noch größer. »Das ist hier doch nicht möglich.«

»Das braucht es auch nicht zu sein.«

»Sie wollen weg?«

»Ja.«

»Und wohin, bitte?«

Gold fuhr durch sein angegrautes Haar. »Ich hätte da etwas Romantisches. Lieben Sie Romantik, Anne?«

»Und wie.«

»Auch die Themse?«

»Es kommt darauf an.«

Er lächelte. »Ich kenne da ein kleines Hausboot. In diesem prächtigen Sommer habe ich es gemietet und feststellen müssen, daß auch der September noch wunderbare Tage hat.«

Anne lächelte kokett. »Aber jetzt haben wir Abend. Es ist schon dunkel.«

Er legte ihr eine Hand auf die Schulter und spürte, daß sie anfing zu zittern. »Lassen Sie mich ausreden. Die Nächte auf der Themse sind nämlich noch wunderbarer.«

»Ach ja?«

»Darf ich es Ihnen beweisen?«

»Auf dem Hausboot?«

»Aber ja.«

Anne nickte. »Nun gut, Sir. Sie werden die Situation doch nicht auskosten wollen, nicht wahr?«

»Es geschieht nichts, womit Sie nicht einverstanden wären, Anne. Sie haben schon gezahlt? Dann lassen Sie mich das übernehmen.« Justin Gold erledigte so etwas locker. Überhaupt war er ein Mann, dem es mal wieder leichtgemacht worden war. Daß diese Anne schon jetzt weich in den Knien war, hatte er sofort gespürt. Sie war zwar nicht unbedingt sein Typ, weil sie etwas zu aufgesetzt reagierte, aber was sollte es? Er wollte in dieser Nacht noch zum Schuß kommen.

Sie wartete neben der Tanzfläche, durch deren Glasboden ein Muster aus Farben floß und dabei noch kreiste. Wer zu lange hinschaute, bekam es mit den Augen.

»Sie hatten einen Mantel?«

»Nein, Mr. Gold.«

»Sagen Sie um Himmels willen Justin.«

»Abgemacht.«

Nicht einmal vierzig Minuten später befanden sie sich auf dem Hausboot, und Anne Baker konnte nur staunen. Sie hatte einen verstaubten Kahn erwartet, genau das Gegenteil hatte sie vorgefunden.

Dieses Boot sah aus, als wäre es erst vor einer Woche vom Stapel gelaufen. Anne stand in einem prächtigen Raum, der den Namen Kajüte nicht verdiente. Er war Schlaf- und Wohnraum zugleich.

Die breiten Liegen, das warme Mahagoniholz, die herrliche Bar, der schmale Durchgang zu einem mit hellen Fliesen gekachelten Bad, die leicht schaukelnden Lampen unter der Decke, das alles kam ihr vor, als würde sie einen besonders interessanten Traum erleben, aus dem sie im nächsten Moment aufwachen würde.

Es war kein Traum. Anne merkte es spätestens dann, als warmer Atem und weiche Lippen fast gleichzeitig über ihre Schulter hinwegstrichen und Hände die Linie ihrer Arme nachzeichneten.

»Gefällt es dir?«

»Es… es … ist einfach ein Traum, Justin. Und das gehört alles dir allein?«

»Natürlich.« Er verschwieg ihr, daß er das Boot nur gemietet hatte, noch für zwei Wochen. Bis dahin würde er Anne längst vergessen haben.

Sie trat an eines der Fenster. »Der Fluß und der Tower«, flüsterte sie. »Ich weiß nicht, welchen Aus- oder Anblick ich am meisten bewundern soll.«

»Ist dir der Tower nicht zu düster?«

»Nein, was wäre London ohne ihn?«

»Das stimmt allerdings.« Justin war dicht hinter seine neue Flamme getreten und ließ seine Blicke an ihrer etwas für seinen Geschmack zu dick gepolsterten Rückseite entlanggleiten. »Was möchtest du trinken?« fragte er mit seiner Verführerstimme.

»Jedenfalls nichts Hartes.«

Justin räusperte sich. »Wie wäre es mit Champagner? Ich habe einen außergewöhnlichen kaltgestellt.«

»Ha!« quiekte sie, »dann wußtest du, daß du an diesem Abend jemand abschleppen würdest?«

»Nein«, erklärte er erstaunt. »Es ist ein reiner Zufall gewesen, daß ich dich getroffen habe. Ich bin glücklich darüber. Einfach happy. Wunderbar ist das.« Er küßte sie leicht auf die Wange, und Anne erschauderte. »Bis gleich, Darling.«

Anne hörte ihn weggehen und wechselte auch ihren Standort. Sie ging auf die Steuerbordseite. Wenn sie dort durch das Fenster schaute, konnte sie die dunklen und mächtigen Mauern des Towers sehen. Nie hatte sie dieses gewaltige Bauwerk so bewundert wie an diesem späten Abend. Es war schon komisch. Da wohnte sie seit ihrer Geburt in London und dachte erst jetzt über das Bauwerk nach.

Das Hausboot lag nicht still auf dem Wasser. Aus und gegen das Ufer laufende Wellen wiegten es auf und ab. Für einen Moment schloß sie die Augen und schalt sich innerlich eine Närrin, daß sie sich hatte einfangen lassen wie ein Teenager, der seine erste Liebe erlebt. Vielleicht war es auch so; möglicherweise reagierte man beim Älterwerden wieder wie in der Jugend, aus Angst, etwas zu verpassen.

Anne hatte schon einiges hinter sich. Zwei Verlobungen waren geplatzt, danach hatte sie keine feste Bindung mehr eingehen wollen, und sie wußte auch, daß es bei Justin nicht lange dauern würde.

Es war warm unter Deck. Der schon zuvor genossene Alkohol und das Wiegen des Hausboots sorgten für ein Gefühl der Schläfrigkeit.

Gleichzeitig hatte sie auch das Gefühl, von irgendwelchen Schwingen weggetragen zu werden. Ihretwegen ruhig in den Siebten Himmel. Die Realität würde sie früh genug wiederhaben.

Sie öffnete – und… Der Schrei erstarb ihr auf den Lippen. Direkt schaute sie auf das viereckige Bordfenster, und dicht dahinter sah sie ein fürchterliches Gesicht, mit einer dünnen, bräunlichen Haut und sehr breiten Lippen. Quer zwischen ihnen und noch breiter als das Gesicht steckte ein bleicher Knochen …

***

»Justin!!!!«

Ihre Stimme kippte fast über, als sie den Namen des Mannes rief und gleichzeitig mit dem rechten Fuß auftrat. Der Schrei drang durch das Hausboot und alarmierte den Mann.

Er stürzte in den Raum zurück. Sein Jackett hatte er ausgezogen, die obersten drei Knöpfe des beigen Hemds standen offen, die Krawatte lag irgendwo, und er sah eine Frau, die sich einkriegen wollte, die Hände zu Fäusten geballt hatte, gegen eines der Fenster starrte und deren Schreien in einem leisen Wimmern zerfloß.

Er faßte ihre Schultern, drückte seine Fingerkuppen in die weiche Haut und schüttelte Anne. »Bist du verrückt geworden? Was hast du? Bist du krank? Dann sag es gleich.«

»Nein, nein, Justin, nichts.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin weder krank noch verrückt. Ich habe es nur gesehen.«

»Aha, und was?«

Sie flüsterte die Antwort und drehte sich dabei herum. Diesmal krallte sie ihre rotlackierten Nägel in den Hemdstoff. »Das Gesicht, Justin, die Fratze…«

»Tatsächlich?«

»Ja, zum Teufel.« Sie ließ ihn los und deutete mehrmals auf das Fenster. »Dahinter. Genau hinter dieser Scheibe ist es aufgetaucht. Urplötzlich war es da, und es war so grauenhaft, daß ich einfach schreien mußte, denn im Maul steckte quer ein bleicher Knochen. Der… der sah aus wie eine Kannibale.«

»Ach ja?« Justin wollte grinsen oder die Frau für verrückt erklären, aber er sah, daß die Angst in ihrem Gesicht echt war. Wenn er da nichts gegen unternahm, konnte er den Rest der Nacht vergessen und sich selbst einen antrinken.

»Du mußt mir glauben, Justin, du mußt es! Ich habe mich nicht geirrt. Wirklich nicht.«

»Tatsächlich?«

»Du glaubst mir nicht, wie?«

»Sagen wir mal so. Es fällt mir schwer.« Er faßte sie an. Zuerst an den Schultern, dann ließ er seine Handflächen über ihre Brusthügel gleiten, bevor er sie zu einer Couch führte. »Hier bleibst du jetzt sitzen und wartest, bis ich wieder zurück bin. Okay, Anne?«

»Willst du weg?«

»Klar.«

Sie wollte aufstehen, er drückte sie nieder. »Nicht von Bord. Ich hole uns nur etwas zu trinken. Champagner ist immer gut gegen einen derartigen Schock. Das mußt du mir glauben, ich kenne mich da aus.«

Das glaube ich, daß du dich auskennst, dachte sie. Überhaupt gehörte er zu den Männern, die hier eine routinierte Schau abzogen.

Ein Typ, der nichts anbrennen ließ. Sie schaute ihm nach, wie er den Raum verließ. Dabei kam ihr sein Gang verändert vor. Er wirkte siegessicherer, auch das leise Summen paßte dazu.

Anne Baker aber dachte an das Gesicht. Sie hatte es sich auf keinen Fall eingebildet. Es war dicht hinter der Scheibe erschienen, schrecklich verzerrt, und sogar die Haare hatten in die Höhe gestanden und sie an lange, schwarzbraune Zweige erinnert.

Die Angst war nicht verflogen. Sie zitterte ein wenig und hatte die Hände zu Fäusten geballt und starrte ohne Unterlaß gegen das kleine Viereck in der Bordwand, immer damit rechnend und sogar darauf

wartend, daß dieses fürchterliche Gesicht wieder erschien.

Anne wußte, daß sich in einer Millionenstadt wie London zahlreiches Gesindel herumtrieb. Großstädte waren wie Magnete. Sie lockten Menschen an, die von Verbrechen lebten.

Am rechteckigen Bullauge zeigte sich kein Gesicht mehr. Dennoch lag eine gewisse Unruhe hinter der Scheibe. Die Wellen mit ihren Reflexen auf der Oberfläche, und ihr kam es vor, als würde das Fenster anfangen zu wandern.

In ihrer Handtasche fand sie Zigaretten. Die Schachtel fiel zu Boden. Anne hob sie auf und streckte die Beine aus. Der nicht gerade lange Rock rutschte noch höher. Unter dem Rand blitzten die Enden schmaler Strapse. Anne hatte tatsächlich vorgehabt, ein Abenteuer zu suchen, nun war ihr die Lust vergangen.

Als sie den Knall hörte, schreckte sie zusammen. Ein Schuß war es nicht, nur aus dem Flaschenhals war der Champagnerkorken geschossen und irgendwo gegen die Decke geknallt.

»Bist du okay, Justin?« rief sie laut.

»Aber klar doch. Geht es dir gut?«

»Eigentlich ja. Mir ist nur zu warm.«

Er lachte. »Dann zieh dich schon aus.«

»Schäm dich, Justin.« Auch sie mußte ein Lächeln verbeißen. Es war ihr wirklich warm geworden. Anne spielte mit dem Gedanken, an Deck zu gehen und frische Luft einzuatmen. Dann dachte sie wieder an das Gesicht, bekam eine Gänsehaut und blieb, wo sie war.

Sie zündete sich die schmale Zigarette an, die ein weißes Mundstück besaß. Tief saugte sie den Rauch ein, ließ ihn durch die Nase ausfließen und schaute gegen die Decke, wo er sich allmählich verteilte. Die Beine hielt sie ausgestreckt, ihr Mund war trocken geworden, sie sehnte sich nach einem Schluck. Wenn der Champagner gut gekühlt war, konnte er eine Wohltat sein.

»Justin?« rief sie.

»Gleich. Ich muß nur eben die entsprechenden Gläser spülen…«

»Ist egal.«

»Nein, bei mir nicht.« Die Worte hatten so geklungen, als duldeten sie keinen Widerspruch.

Sie rauchte. Dabei öffnete sie zwei weitere Knöpfe ihrer Bluse. Ihre Brust schmiegte sich gegen den weichen Stoff, die Spitzen hatten sich leicht verhärtet. Anne Baker spürte die Erregung, die wie Schwachstrom in ihr hochkroch.

Vielleicht lag es auch an der Gefahr, die doch über dem Schiff schwebte. Anne drückte die Zigarette aus. Sie wollte in die Pantry gehen, um nachzuschauen. Allmählich dauerte es ihr einfach zu lange. Außerdem war die Flasche offen.

Da hörte sie das Poltern!

Sie hatte sich schon halb erhoben gehabt, sackte wieder zurück und blieb steif sitzen.

»Justin?« fragte sie. Allerdings so leise, daß der Mann sie nicht hatte hören können.

Das Poltern wiederholte sich nicht.

Statt dessen hörte sie Schritte. Die Tür flog nach innen, im offenen Rechteck stand für einen Moment Justin Gold, starrte in die Kabine und wirkte so, als müßte er nachdenken, ob er sie überhaupt betreten sollte.

»He, was ist denn?«

Justin stand im Schatten. Schüttelte er den Kopf, oder nickte er? So genau war es nicht zu erkennen. Jedenfalls ging er in die breite Kabine hinein.

Anne Baker stand auf. Sie wunderte sich über seinen Gang. War er beim Verlassen des Raumes noch geschmeidig und auch siegessicher gewesen, so sah sie jetzt das Gegenteil.

Justin Gold ging torkelnd und schwankend. Er setzte den ersten Schritt und sah aus, als würde er nach vorn kippen, konnte sich aber halten, schwankte zur Seite, taumelte dann weiter, stieß gegen den flachen Mahagonitisch, der ihn stoppte, und fiel dann der Länge nach über den Tisch.

Bäuchlings schlug er auf. Mit dem Kinn berührte er noch die Kante. Der Kopf kippte nach vorn, er schien über dem Tischrand zu pendeln.

Anne Baker nahm dies nicht wahr. Ihr Blick war auf den Rücken ihres neuen Bekannten gerichtet.

Und darin steckte etwas. Sie kannte den Gegenstand nicht, er mußte auf ein Schiff gehören, aber sie sah, daß er tief eingedrungen war und eine schlimme Wunde hinterlassen hatte.

Der Mann konnte mit einer derartigen Wunde nicht mehr leben, und er lebte auch nicht mehr.

Anne stand auf dem Fleck, ohne etwas begreifen zu können. Am liebsten wäre sie weggelaufen oder, noch besser, hätte sie sich einfach in Luft aufgelöst, statt dessen stand sie da und starrte stumm auf die fürchterliche Wunde und die darin steckende Waffe.

Wer hatte das getan?

Es war leicht, eine Antwort zu finden. Sie dachte an das fürchterliche Gesicht hinter dem Bullauge. Es war bestimmt nicht nur ein Gesicht gewesen, dazu hatte auch ein Körper gehört.

Gesicht plus Körper gleich Mörder!

Diese verdammte Gleichung ging auf. Ein Killer, der an Bord gekommen war und das Hausboot womöglich noch nicht verlassen hatte. Dann würde er noch auf sie lauern.

Dieser Gedanke ließ die Panik in ihr hochsteigen. Das war schon keine normale Angst mehr. Sie zählte es bereits zu einem

schrecklichen Seelenterror.

Anne schaute auf den Mann. Sein starrer Körper bewegte sich.

Aber nicht, weil Leben in ihm steckte, sondern weil das Schiff auf den Wellen dümpelte und sich die Schwingungen übertrugen. Daß Anne weg mußte, war ihr klar. Leider nicht durch eines der Fenster.

Sie waren einfach zu schmal für sie. Die Handtasche nahm sie mit, die Schuhe aber zog sie aus, sie hatten einfach zu hohe Absätze.

Bibbernd schlich sie auf den Ausgang zu. Ein offener Schatten, hinter dem ein Niedergang lag, der wiederum vor einer Deckleiter endete, über die sie ins Freie steigen konnte.

Es regte sie schon auf, daß ihre Schritte Geräusche verursachten.

Sie wußte, daß der unbekannte Mörder sie gesehen hatte, und sie ging davon aus, daß er auf sie wartete.

In der Küche oder Kombüse – sie war perfekt eingerichtet – sah sie die offene Flasche Champagner. Die beiden Gläser lagen noch in der mit heller Emaille bedeckten Spüle.

Wo steckte der Mörder?

Anne Baker sah das Blut auf dem Boden, aber nicht den grausamen Killer. Der hielt sich woanders versteckt. Oder hatte er das Hausboot schon verlassen?

Das konnte sie sich beim besten Willen nicht vorstellen. Nein, solange sich noch ein Opfer auf dem Schiff befand, würde auch er lauern. Über ihren Rücken rann eine kalte Haut. Mit eingezogenem Kopf kletterte sie an Deck, wo sie den frischen Wind spürte, der ihr für einen Moment das Gefühl der Erleichterung gab, bevor die kalte Furcht wieder zurückkehrte und sich in ihrem Innern ausbreitete.

Das Ufer lag nahe, fast zum Greifen nahe. Auch den langen Steg sah sie. Über ihn waren sie gegangen, um das Deck betreten zu können. Die Wellen sahen schmutzig aus, wenn sie gegen das Ufer rollten, wo sie erst in seiner Nähe helle Streifen bekamen.

Die mächtigen Mauern des Towers standen wie Schutzpatrone in der Nähe. Nicht weit vom Ufer entfernt wuchteten sie hoch, versehen mit zahlreichen Wehrgängen, Türmen, Vorbauten und Mauern.

Um diese Zeit war der Tower leer, tagsüber war er von Touristen regelrecht belagert.

Sie drehte sich noch einmal um, schaute über das sprudelnde und fließende graue Wasser der Themse hinweg zum anderen Ufer, wo die Docks hinter einer dünnen Dunstwand verschwunden waren.

Auf dem Strom bewegten sich nur noch wenig Schiffe. Die meisten lagen an den Ufern und…

Etwas warnte sie.

Es war wie ein Stich, der sie getroffen hatte und seinen Mittelpunkt in ihrem Herzen fand.

Sie drehte sich um.

Da stand er!

Zuerst wollte sie es nicht glauben, obwohl sie sein Gesicht schon einmal gesehen hatte. Aber dieser Killer sah aus wie eine Puppe, wie eine grausame Figur, mit einem breiten Maul versehen, in dem noch etwas Breiteres steckte.

Ein heller Knochen!

Gebein, das einem Menschen oder einem Tier hätte gehören können. So genau wußte sie es nicht, aber Anne sah auch, daß diese Gestalt mit den schwarzen, aufgerichteten Haaren, dem nackten Körper und dem Lendenschurz in der Mitte etwas in der Hand hielt, das aus Eisen bestehen mußte und an seinem unteren Ende gebogen war.

Sie hatte noch nie von irgendwelchen Enterhaken gehört, aber einen derartigen Gegenstand hielt er tatsächlich umklammert und würde damit auch killen, was er schon einmal bewiesen hatte.

Wohin?

Der leichtere Weg über den Steg ans Ufer war ihr durch den Unheimlichen versperrt worden. Es gab nur die Chance, von Deck zu springen, hinein in die kalten Fluten der Themse, wegschwimmen und darauf hoffen, schneller zu sein.

Anne ging zurück. Sie nestelte am Reißverschluß ihres Rocks, er klemmte etwas, sie riß ihn auseinander, der Rock fiel, sie stieg hervor und sah, wie der Halbnackte seinen Schädel zitternd von rechts nach links bewegte, bevor er einen urigen Schrei ausstieß.

Dann startete er.

Für Anne stand fest, daß er ihr den Schädel einschlagen wollte, denn seinen Enterhaken hatte er bereits schlagbereit erhoben.

Anne Baker warf sich herum. Jetzt gab es nur die eine Chance, und sie gratulierte sich dazu, vor Jahren einmal in einem Schwimmverein Mitglied gewesen zu sein.

Hinter ihr klatschten die nackten Füße des Verfolgers auf die Decksplanken und hinterließen dumpfe Geräusche, die wie ein Trommelklang immer näher kamen.

Anne sah die Reling vor sich. Sie kam ihr plötzlich unheimlich hoch vor, und sie hatte Angst, dagegen zu prallen.

Dann stieß sie sich ab.

Mit dem rechten Knie stieß sie noch gegen die Reling und hörte einen harten, metallischen Klang.

Der Halbnackte hatte zugedroschen, sie allerdings verfehlt und das Metall getroffen.

Dann schlug das schmutzige Themsewasser über Anne Baker zusammen…

***

Manche Menschen halten uns Briten für leicht verrückt – oder, wenn

sie es vornehmer ausdrücken wollen, für etwas verschroben und in den Traditionen festhängend.

Ich will das wertfrei hinnehmen und auch keine Gegenargumente bringen, denn es gibt tatsächlich Dinge, die sind schon ein wenig kurios.

Wie zum Beispiel die sechs Raben, die zum Tower gehören. Dies natürlich auch traditionell. Es heißt, daß der Tower einstürzt, wenn ihn die Raben verlassen. Deshalb stutzt man ihnen vorsichtshalber die Flügel. Die Raben haben sogar einen eigenen Rabenmeister, der für sie sorgt, und sie bekommen von der Krone wöchentlich eine Portion Pferdefleisch zugeteilt.

Warum ich Ihnen das berichte?

Ganz einfach, mein Freund Suko und ich hatten in der Nähe des Towers zu tun, und zwar auf der Tower Bridge.

Just for fun war es nicht, daß wir die Zeit vor Mitternacht auf der zugigen Brücke totschlugen, deren blauer Anstrich zwischen den Türmen im Licht der Scheinwerfer leuchtete. Schließlich sollte auch in der Dunkelheit eines der Wahrzeichen Londons zu sehen sein.

Den Dienstrover hatte ich auf dem zum Tower gehörigen Parkplatz abgestellt, und wir machten uns zu Fuß auf den Weg. Nach der langen Hitzeperiode war es kühler geworden. Die hohe Luftfeuchtigkeit hatte sich über dem Fluß schon zu Nebelschleiern verdichtet. Zu Fuß die Brücke zu überqueren, war auch nicht jedermanns Sache, aber wir brauchten auch nicht die ganze Strecke zu gehen, denn die Person, auf die es uns ankam, saß auf einem Brückenfundament, das gut einen Meter breiter war als die Brücke.

Die Person war ein Trommler!

Wie gesagt, es gibt viele kuriose Dinge in London, aber ein halbnackter Trommler, dazu einer aus der Karibik, das war einigen Personen doch komisch vorgekommen.

Die Polizei hatte eingegriffen und den Trommler verhört. Bei diesem Verhör hatte er von einer furchtbaren Gefahr gesprochen, die sich noch in London verborgen hielt.

Natürlich hatten ihm die Kollegen keinen Glauben geschenkt, ihn wieder laufenlassen müssen, denn es war ja nicht verboten, auf einer Trommel herumzuhämmern.

Nach einer Beschwerde war er noch einmal mit aufs Revier genommen und verhört worden. Da war er etwas konkreter geworden und hatte von einer gewissen Voodoo-Magie gesprochen.

»Voodoo, was ist das denn?« hatte der Einsatzleiter gefragt und den Mund verzogen.

»Etwas unheimlich Tödliches. Da werden die Toten aus den Gräbern geholt und stürmen die Stadt.«

»Aber nicht hier.«

»Doch!« hatte der Trommler behauptet.

Er ließ sich nicht abbringen. Einem jungen Kollegen war eingefallen, daß es beim Yard Leute gab, die sich mit derartigen Phänomenen beschäftigten. Und so waren Suko und ich an den Fall geraten.

Nun befanden wir uns auf dem Weg zur Brücke. Wir hielten uns eng am Geländer, kamen vom Tower her und blieben auf der linken Seite, denn dort sollte der Trommler hocken.

Zu hören war noch nichts, weil doch zahlreiche Autos über die Brücke huschten und ihre Fahrgeräusche alle anderen Laute zunächst mal übertönten.

Querstreben hielten das Metallgehänge der Brücke. Wir bekamen den Eindruck, als würde das Eisen singen, wenn wir allzu dicht an ihm vorbeischritten.

Suko vernahm das Geräusch zuerst. Er blieb stehen und schüttelte den Kopf. »Der trommelt tatsächlich, John.«

»Auch auf dem Stützpfeiler?«

»Ja.«

Ich trat bis dicht an den Rand. Das Wasser floß in einer breiten Monotonie unter uns hinweg. Man konnte von den Pfeilern aus in die Türme hineingehen. Dort stand auch ein Kassenhäuschen, und in seinem Schatten mußte der Trommler sitzen, denn ich sah ihn nicht.

Suko hatte mich schon überholt. Er ging geradewegs in den Dunst hinein, der aus der Tiefe hochquoll und die Brücke lautlos einhüllte.

Jetzt vernahm auch ich dieses dumpf klingende Hämmern und mußte mir gleichzeitig eingestehen, daß ich von diesem Rhythmus überhaupt nicht begeistert war.

Schon mehr als einmal hatten wir die Voodoo-Trommeln gehört und waren von ihrem Klang gewarnt worden. Auch hier hatte ich das Gefühl, mich im tiefsten Mittelamerika zu befinden, denn was da an unsere Ohren drang, hatte einiges mit Voodoo zu tun.

Da war kein Drummer am Werk, sondern jemand, der alte Rituale rhythmisch untermalte.

Wir beide gingen schneller und hatten unser Ziel sehr bald erreicht. Der Trommler hockte tatsächlich in Deckung des Kassenhäuschens. Wir mußten wie Gespenster vor ihm erschienen sein. Er hob auch den Blick, wobei das Weiße in seinen Augen leuchtete, doch er nahm uns weiterhin nicht zur Kenntnis.

Unbeirrt trommelte er weiter.

Um die Töne zu erzeugen, nahm er einzig und allein seine flachen Hände. Sie besaßen eine dunkle Hautfarbe, nur die Fingernägel glänzten hell. Auf dem Kopf des Mannes wuchs weißgraues Haar, er gehörte schon zur älteren Generation. Seinen Körper hatte er in einen braunen oder schwarzen Mantel gehüllt. Er war sehr weit und umhangmäßig geschnitten, stand aber vorn offen, so daß wir auch das

dünne Wollhemd sahen, das seinen mageren Oberkörper bedeckte.

Er hockte im Schneidersitz und hatte seine Trommel praktisch zwischen die Beine geklemmt. Durch unsere Anwesenheit ließ er sich nicht stören. Ohne nachzulassen, hämmerte er seine flachen Hände auf die Bespannung und bewegte dabei auch den Oberkörper.

Manchmal öffnete er den Mund. Der war so breit, daß die untere Gesichtshälfte fast nur aus der Öffnung bestand. Dann schlug sogar seine rosige Zunge auf und ab, als wollte sie den Rhythmus noch einmal verstärken.

Plötzlich hörte er auf. Nach dem letzten Wirbel hob er die Arme an und ließ sie auch nicht mehr sinken. Statt dessen schaute er uns in die Gesichter.

Wir nickten ihm zu.

»Wer seid ihr? Polizisten?«

»Vielleicht.«

»Wollt ihr mich wieder wegschaffen und verhören? Ich kann euch nicht mehr sagen und immer wiederholen, daß sich die Gefahr zusammenbraut. Das Gespenst aus dem Tower hat sein Versteck bereits verlassen und ist unterwegs.«

»Darüber wollten wir mit Ihnen sprechen. Wie heißen Sie?«

»Ich bin Nunoz.«

Auch wir stellten uns vor. Daß wir zum Yard gehörten schreckte ihn nicht. Im Gegenteil, denn er sagte: »Ich habe gehofft, daß ihr beide kommen würdet.«

»Sie kennen uns?« fragte Suko.

»Ja, ihr seid bekannt. Ihr habt schon öfter den Voodoo in London erlebt und ihn bekämpft.«

Ich lachte über seinen Kopf hinweg. »Da haben Sie tatsächlich recht, mein Freund.«

»Werdet ihr mir glauben?«

»Das wissen wir nicht.« Suko hob die Schultern. »Es kommt darauf an, was Sie uns zu sagen haben.«

Nunoz überlegte, schaute auf seine Trommel, bevor er sie mit beiden Händen umfaßte, vorsichtig zur Seite stellte und sich selbst ächzend in die Höhe schwang. Er tat so, als wären wir nicht vorhanden und schaute über das Wasser.

»Er ist tot, doch er lebt«, sagte er nach einer Weile. »Man hat ihn als Gespenst, als Zombie, als X-Ray und als Kannibalen bezeichnet. Alles trifft zu, er ist alles in einem, wenn unverstellt.«

»Halb«, gab ich zu.

»Voodoo und Zombies gehören zusammen.«

»Das wissen wir, aber wir möchten Genaueres erfahren, wenn es recht ist, Meister.«

»Das weiß ich nicht. Ich habe nur gefühlt, daß er nicht mehr

zwischen den Mauern steckt.«
»Sie meinen damit den Tower?«
»Ja. Er hat ihn verlassen. Er ist unterwegs, um grausame Taten zu begehen. Sie müssen ihn stoppen.«
»Und weshalb trommeln Sie?« wollte Suko wissen.
Jetzt drehte er sich um. »Weshalb ich trommle? Ich will die anderen warnen. Ja, ich will die Menschen hier in London vor ihm warnen. Das ist alles.«
»Locken Sie ihn nicht damit an?«
»Das wäre schön.«
»Dann würden Sie ihn töten?«
»Endgültig vernichten«, sagte er. »Verbrennen, damit nur Asche von ihm zurückbleibt, aber er hat sich bei mir nicht gezeigt. Er weiß, daß ich ihm auf der Spur bin.«
»Und er hat im Tower gesteckt?« erkundigte ich mich.
»In einem der Verliese.«
»Wie lange?«
»Das weiß ich nicht!« erwiderte er gegen den Wind. »Das ist mir alles unbekannt.«
»Aber er ist frei?«
Nunoz starrte Suko an. »Ja, er ist frei. Und er hat schon gemordet, das weiß ich.«
»Uns ist nichts davon bekannt.«
Er hob die knochigen Schultern, die sich unter dem dünnen Mantelstoff abzeichneten. »Dann habt ihr vielleicht geschlafen.«
»Hören Sie«, sagte ich. »In London geschehen tagtäglich Morde. Das ist schlimm genug. Nicht jede Tat fällt in unseren Bereich, das sollten Sie wissen.«
»Ja, das glaube ich.«
»Woher wissen Sie eigentlich, daß er schon gemordet hat?« erkundigte sich Suko.
»Ich weiß es nicht. Ich habe es gespürt. Als ich trommelte, merkte ich die bösen Strömungen. Sie sind nicht sichtbar, doch ich spürte sie in meinem Kopf. Das andere ist da, es lauert, es wartet auf günstige Gelegenheiten.«
»Und einen Namen hat er nicht, dieser Zombie?«
»Nein.«
Ich hob die Schultern. »Dann möchte ich nur gern wissen, wie er in den Tower gekommen ist.«
»Das ist nicht einfach zu erklären. Es ist schon sehr lange her, glaube ich. Man weiß es…«
»Aber wir nicht.«
»Sie gehören auch nicht zu den Eingeweihten«, erwiderte Nunoz.
»Sie nicht.«

»Sie denn?«

Er nickte langsam. »Ich und andere. Sie wissen selbst, daß in London viele Menschen aus der Karibik leben. Diese Stadt kann vieles schaffen, aber sie konnte nicht den alten Geist und die Traditionen unserer Inseln hinwegschaffen. Wir sind eine Gruppe, wir halten zusammen, und wir glauben noch an die alten Zauber.«

»Macumba?« erkundigte sich Suko lauernd.

»Sie sind gut informiert. Ja, Macumba.«

Mein Freund verzog die Mundwinkel. Er dachte das gleiche wie ich. Mit Macumba hatten wir böse Erfahrungen gemacht. Dabei kann man Macumba nicht erklären. Es ist eine Strömung, eine Weltanschauung. Es setzt sich aus verschiedenen Teilen zusammen. Aus Glauben und Aberglauben, aus der Hölle und dem Gegenteil davon.

Eine Mischung, eine Mythologie und ein Aberglaube zugleich, der, bei einfachen Menschen, die in ihrer tiefen Religiosität erstarrt waren, oft zusammen mit dem Christentum angenommen wurde.

»Und wir sollen ihn jagen!« faßte Suko zusammen.

»Das wäre gut.«

»Ist es nur einer?« erkundigte ich mich.

»Ja.«

»Und er stammt aus dem Tower, wobei Sie nicht wissen, wie er dort hineingekommen ist?«

Nunoz schüttelte den Kopf. Ein wenig zu schnell für meinen Geschmack. Deshalb hakte ich nach. »Wissen Sie das wirklich nicht, Mr. Nunoz? Oder wollen Sie uns nichts sagen?«

»Ich… ich muß jetzt gehen. Meine Pflicht habe ich getan, jetzt sind Sie an der Reihe.«

»Moment mal.« Suko hielt ihn an der Schulter fest. Unter dem dünnen Stoff spürte er Knochen. »Wie soll ich das denn wieder verstehen? Wieso haben Sie Ihre Pflicht getan?«

»Ich warnte Sie.«

»Das stimmt. Und jetzt sollen wir durch London irren und den komischen Zombie suchen, von dem wir nicht einmal den Namen kennen?«

»Ja.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht.«

»Dann sucht im Tower. Sucht sein Versteck, wartet dort auf ihn. Er wird kommen.«

Suko lachte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Wissen Sie eigentlich, wie groß der Tower ist?«

»Das ist mir bekannt. Es gibt aber auch Pläne. Und die Fremdenführer kennen sogar jeden Geheimgang.«

»Da haben Sie recht«, sagte Suko. »Aber was meinen Sie, wenn wir einem Führer erklären, daß wir eine lebende Leiche suchen? Der wird

uns für verrückt halten.«

Nunoz bekam wieder große Augen. »Nein, nicht Sie. Das glaube ich nicht. Sie sind bekannt in London.«

»Stimmt, man weiß über unsere Jobs Bescheid. Aber ich will Ihnen eines sagen, Meister. Wir wissen keinen Namen, wir haben den Typ nicht gesehen, wir können nicht einfach behaupten: So, jetzt suchen wir das Gespenst vom Tower. Das ist nicht drin. Verstehen Sie das?«

Er hatte den Kopf gesenkt und schaute auf seine Trommel. Sie hing an einer Kordel, deren Schleife er um seinen rechten Unterarm geschlungen hatte.

»Ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Ich habe versucht, ihn hervorzulocken, und ich weiß, daß er die starken Mauern verlassen hat.«

Ich ging auf ihn zu. »Hören Sie, Mr. Nunoz, trommeln Sie in der folgenden Nacht wieder?«

»Nein, das brauche ich nicht mehr. Jetzt sind *Sie* da. Ich habe meine Pflicht getan. Sie wissen Bescheid und müssen den Fall lösen.«

»Wenn wir Sie sprechen wollen, wo können wir Sie finden?«

Er hielt sich mit seiner Antwort zurück. Nach einer Weile meinte er: »Sagen wir so. Es wäre vielleicht nicht gut, wenn Sie zu mir nach Hause kämen. Deshalb habe ich mich auch hier hingesetzt.«

»Was sollte uns abhalten?«

»Vieles…«

Diese Erwiderung gefiel mir überhaupt nicht. Die konnte alles und auch nichts bedeuten. »Hören Sie, ich will von Ihnen konkret wissen, was uns abhalten könnte?«

»Ich wohne nicht allein. In diesem Block sind meine Landsleute versammelt. Manche von ihnen mögen keine Weißen und auch keine Polizisten. Deshalb werde ich zu Ihnen kommen, wenn ich etwas Neues erfahre. Machen wir es so?«

Natürlich paßte mir das nicht in den Kram. Wir konnten auch nicht nachgeben. »Geben Sie uns trotzdem Ihre Adresse, Mr. Nunoz. Und bitte keine falsche. Wir würden immer herausfinden, wo Sie sich aufhalten. Da sind unsere Mittel fast unbegrenzt.«

»Das habe ich schon erlebt«, erklärte er bitter. Dann rückte er mit seiner Anschrift heraus.

Sie lag tatsächlich mitten im Viertel der *Caribeans*. Bei unseren Kollegen zählte dieses Gebiet zur heißen Zone, weil hier Armut und Arbeitslosigkeit herrschten, das soziale Netz sehr viele Löcher aufwies und der Thatcherismus in seiner negativsten Form erkennbar war.

Oftmals schon hatte sich der Frust der Menschen in blinde Gewalt entladen. Es war zu regelrechten Straßenschlachten gekommen oder zu anderen wütenden Protesten.

»Reicht das?« fragte er.

»Ja«, sagte Suko. »Wir werden uns schon vorsehen, keine Sorge.«

Nunoz nickte zum Abschied. Dann drehte er sich um und ging davon. Der Dunst war stärker geworden. Er hüllte ihn ein wie ein langer Mantel, der ihn auch weiterhin begleitete. Auch Suko schaute ihm so lange nach, bis er nicht mehr zu sehen war. Jetzt, wo wir allein auf dem Beton standen, kam es uns vor, als hätten wir die Begegnung nur geträumt.

»Seltsam«, sagte mein Freund. »Was hältst du denn von der Sache?«

»Im Moment denke ich noch nach.«

»Glaubst du ihm?«

»Das ist schwer.«

Suko schaute über das Wasser. »Hör zu, John. Er geht davon aus, daß dieser Zombie sich aus dem Tower hat befreien können und jetzt umhergeistert, weil er Morde begehen will. Liege ich da richtig?«

»Bis jetzt ja.«

»Okay, weiter. Wenn er tatsächlich diese Taten begangen hat, müssen wir alle Morde unter die Lupe nehmen, die in den letzten Tagen in der Stadt geschehen sind.«

»Du bist auf dem richtigen Weg.«

»Wann fangen wir damit an?«

Ich winkte ab. »Am liebsten würde ich in Urlaub gehen, denn das ist ein Job, den ich hasse.«

»Frag mich mal.«

»Okay, gehen wir. Ich bin kein Romantiker, der gern in der Nacht auf das vorbeiziehende Flußwasser schaut.«

Wir nahmen den gleichen Weg. Von Nunoz sahen wir nichts. Der Verkehr war weniger geworden. Oft genug lag die Brücke für eine längere Zeit leer vor uns.

Nach der warmen Periode hatte sich mein Körper noch nicht auf die abendliche Kühle umgestellt. Dementsprechend fröstelte ich und schob meine Hände in die Taschen.

Am Ufer mußten wir uns nach rechts wenden. Der schmale Parkplatz bildete ein Oval, das sich halbrund zum Ufer hinschob. Man hatte an dieser Stelle den Kai durch eine Betonmauer befestigt. Sie war sehr hoch, da schlug keine Welle über.

Automatisch glitten unsere Blicke über den Strom. Das Licht einer Lampe wurde von der Oberfläche reflektiert. Nicht weit entfernt lagen einige Hausboote vor langen Stegen.

Und genau dort bewegte sich etwas.

Jemand schwamm von einem der Hausboote weg zum Ufer hin, wühlte sich immer wieder aus dem Wasser und rief mit heller Stimme um Hilfe, als stünde die Person kurz vor dem Ertrinken.

Gerufen hatte eine Frau!

***

Das Wasser der Themse war wie tausend Eisklumpen zugleich, die auf Anne Baker niederstürzten.

Sie hatte sich sehr viel Schwung gegeben und das Gefühl, dem Grund entgegenzutauchen, wobei sie bald mit den ausgestreckten Händen im Schlamm wühlen konnte.

Düster und unheimlich war das Wasser. Sie spürte die Strömungen wie Hände, die an ihrem Körper zerrten und sie zurückhalten wollten, damit die dunkle Tiefe ihr Opfer bekam.

Doch Anne kam wieder hoch. Jetzt, wo sie der enge Rock nicht mehr behinderte, schaffte sie es, in einem eleganten Bogen gegen die Oberfläche zu stoßen, aufzutauchen, sich sofort zur Seite zu legen und Luft zu holen.

Wasser hatte sie glücklicherweise nicht geschluckt. Erst an der Oberfläche riß sie wieder den Mund auf, um die kühle Luft tief einatmen zu können.

Ihr ging es besser, und sie schwamm sofort in Richtung Ufer.

Die ersten Yards schaffte sie gut weg. Dann geriet sie in einige Strömungen, die ihr überhaupt nicht gefielen. Sie kamen von vorn, wollten sie wieder zurücktreiben; außerdem zerrten Strudel an ihr.

Anne tauchte.

Unter Wasser kam sie besser voran. Als sie wieder auftauchte, sich auf den Rücken legte und zurückschaute, hatte sie das Hausboot schon ein ziemliches Stück hinter sich gelassen. Leer lag es am Steg und schien einem Alptraum entsprungen zu sein.

Der Kerl mit dem Knochen im Maul war verschwunden, die Szenerie wieder normal.

War sie gerettet?

Anne hoffte es, und ihr wurde auch klar, daß sie unbedingt die Polizei benachrichtigen mußte. Aber wer würde ihr das glauben? Nur sie hatte dieses grauenvolle Geschöpf gesehen, das es einfach nicht geben durfte, denn es hatte etwas Monsterhaftes an sich gehabt.

Ein Mensch, kein Mensch?

Sie dachte darüber nach, als sie schwamm und mit gleichmäßigen und zügigen Kraulbewegungen der Strömung trotzte und sich dem Ufer allmählich näherte.

Wieso kein Mensch?

Da fiel es ihr ein. Es kam ihr vor wie eine Momentaufnahme, aber sie hatte es genau gemerkt.

Dieser Killer hatte nicht einmal geatmet oder Luft ausgestoßen. In der Kombüse hatten sie sich gegenübergestanden, eigentlich hätte er atmen müssen. Meine Güte, was war das nur für ein Untier?

Die folgenden beiden Schwimmstöße brachten sie in dermaßen flache Gewässer, daß sie schon Grund unter den Füßen spürte. Mit dem rechten Bein streifte sie darüber hinweg – und kam nicht mehr

von der Stelle.

Etwas umklammerte ihren Knöchel!

Die Sekunde des Begreifens verlängerte sich zu einer kleinen Ewigkeit. Sie dachte sofort an den Killer, der ihr gefolgt war, unter Wasser bestimmt und zugeschlagen hatte.

Himmel…

Da schrie sie, warf sich gleichzeitig vor und versuchte, durch Kraulbewegungen und durch das Stoßen des linken Beins dieser verdammten Fingerklammer zu entkommen.

Sie traf auch gegen einen Widerstand, ohne allerdings zu wissen, was sie erwischt hatte.

Plötzlich erstickten ihre Schreie. Nur mehr ein Gurgeln und Blubbern drang über ihre Lippen, als schmutziges Themsewasser sie überrollte.

Ausgerechnet dicht vor dem Ufer, wo ich schon festen Grund unter den Füßen hatte.

Dieser Gedanke schoß ihr durch den Kopf. Er machte sie fast wahnsinnig. Sie drehte sich, aber die Klaue ließ sie nicht los. Obwohl sie so gut wie nichts sehen konnte, öffnete sie die Augen und erkannte trotzdem einen dunkleren, länglichen Schatten, der ihr noch finsterer vorkam als das Wasser selbst.

Das war er.

Er hielt ihren rechten Knöchel fest und zog sie weiter zu sich heran. Anne Baker war in eine rückwärtige Lage geraten und hatte die Arme ausgestreckt. Sie bewegte ihre Hände, als könnte sie irgendwo Halt finden. Aber Wasser hat keine Balken, so griff sie ins Leere, und es blieb ihr nur eine Chance.

Mit dem freien Fuß trat sie zu.

Ohne den Druck des Wassers hätte sie härter getroffen, so aber wurde ihr Tritt gebremst. Dennoch erwischte sie die Fläche, von der sie annahm, daß es das Gesicht des anderen war.

Was sie in den folgenden Sekunden erlebte, bekam Anne Baker nicht richtig mit. Sie sah dann, wie etwas an ihrem Gesicht vorbeischwimmen wollte, griff hastig danach und hielt plötzlich den weißen Knochen in ihrer Rechten.

Damit schlug sie zu und hätte am liebsten gebrüllt, als sie den stechenden Schmerz an der linken Wade spürte. Ein Reißen kam hinzu, dann das Glühen, das sich ausbreitete, bis es den Oberschenkel erreichte, aber der Druck war plötzlich weg.

Anne glaubte es erst richtig, als sie das Wasser durchstieß, Luft holte, wie eine Maschine dem Ufer zuschwamm und sich noch bewegte, wo sie wegen der geringen Tiefe kaum schwimmen konnte.

Sie war dem Unbekannten entkommen – oder…?

Gellend brüllte sie auf, als sie von starken Händen gepackt und aufs Trockene gezogen wurde.

Jetzt hat er dich, dachte sie, jetzt hat er dich…

***

Wir ließen die Frau schreien, die Suko und ich aus dem Wasser gezogen hatten. Sie lag auf einem flachen Teil des Ufers, die Mauer begann erst einige Yards entfernt.

Sie schrie so lange, bis die Stimme überkippte. Dann spie die Frau Wasser und hustete, bis sie schließlich erschöpft liegenblieb. Auf die Seite war sie gefallen. Ihr Atmen hörte sich an wie ein Rasseln.

Einen Rock trug sie nicht, nur Strümpfe, die zerfetzt waren. Auf der linken Wade entdeckte ich eine tiefe Fleischwunde, die ich im Schein der kleinen Lampe untersuchte. Sogar Abdrücke von Zähnen glaubte ich zu erkennen.

»Ich hole eine Decke und den Verbandskasten!« Bevor ich etwas sagen konnte, war Suko schon verschwunden.

Die Frau lag neben mir, jammernd und manchmal – vor Schmerzen leise stöhnend. Die Wunde an der linken Wade mußte brennen wie Feuer. Die Frau weinte, dann hörte sie meine Stimme, als ich beruhigend auf sie einsprach. Sie drehte sich um.

»Wer… wer sind Sie?«

»Mein Freund und ich haben Sie aus dem Wasser gezogen, Madam.«

Zunächst schaute sie mich verständnislos an. Sie überlegte, die Lippen verzogen sich schmerzhaft, bevor sie flüsternd fragte: »Haben Sie auch den Mörder gesehen?«

Die Frau überraschte mich. »Welchen Mörder?«

Trotz der Schmerzen im Bein richtete sich die Frau ruckartig auf und blieb sitzen. »Der Killer, der auf dem Boot war, Justin tötete und mich noch unter Wasser verfolgte. Er… er hätte mir fast das Bein abgerissen. Er sah grauenhaft aus.«

»Wie?«

Ich bekam eine Beschreibung, die auch Suko teilweise mit anhörte, denn er war zurückgekehrt.

Plötzlich sahen wir die Erklärungen des Trommlers in einem völlig anderen Licht. So wie uns die Frau den Unbekannten beschrieben hatte, konnte er durchaus ein Zombie sein.

»Und das stimmt alles, was Sie uns gesagt haben?« erkundigte ich mich noch einmal.

Suko hatte sie inzwischen in eine Decke gewickelt und kümmerte sich nun um die Wunde. Aus dem Wagen hatte er den Verbandskasten geholt.

»Sicher, Mister. Ich… ich würde das auch der Polizei sagen. Sie müssen mich hinbringen.«

»Nicht nötig«, wehrte ich ab. »Wir sind von der Polizei. Sogar Scotland Yard.«

Ungläubig schaute sie uns an. »Stimmt das auch?«

»Ja. Sie können sich darauf verlassen.« Um sie zu beruhigen, zeigte ich ihr meinen Ausweis.

»Da habe ich ja Glück gehabt, wirklich Glück.« Dann zuckte sie zusammen, als Suko den Notverband mit dem Streifen etwas zu hart festgeklebt hatte. »Alles andere wird man in einem Krankenhaus erledigen«, erklärte er.

»Wie soll ich…«

»Wir werden Sie hinbringen.«

»Und der Killer?«

»Um den kümmern wir uns auch«, beruhigte ich sie lächelnd.

»Ja, aber Sie müssen auch auf das Hausboot. Ich habe es Ihnen beschrieben. Es steht…«

»Wir wissen alles, Mrs. Baker. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Zunächst einmal sind Sie an der Reihe.« Ich schaute auf Suko. »Wer bringt sie weg, wer geht auf das Schiff?«

»Wir losen mit der Münze.«

»Okay, ich nehme Zahl.«

»Dafür darf ich das Geldstück werfen.«

Ich verlor. Ob Suko dabei gemogelt hatte, konnte ich nicht sagen.

Jedenfalls nahm ich ihm das Versprechen ab, auf dem Boot auf mich zu warten.

»Mit oder ohne Killer?«

»Am besten mit.«

Er lächelte mir zu. »Ich werde sehen, was ich dir bieten kann, Alter.« Danach trennten wir uns. Ich führte die humpelnde Frau ein Stück zur Seite und nahm sie schließlich auf den Arm, weil ich nicht wollte, daß die Wunde noch weiter aufbrach, wenn sie Druck bekam.

Suko aber hatte der nächtlich fahle Dunst schon längst verschluckt.

***

Obgleich die mächtigen Gebäude des Tower hinter ihm lagen, kam Suko nicht daran vorbei, sich umzudrehen und ihnen immer wieder einen Blick zuzuwerfen.

Dabei dachte er an die Worte des Voodoo-Trommlers. Sollte dieser Nunoz tatsächlich recht behalten haben? War es dem Zombie gelungen, sich aus einem der Verliese zu befreien?

Kaum vorstellbar, daß der alte Tower von einem derartigen Vorgang entehrt worden war, obwohl seine Geschichte auch teilweise mit dem Blut vieler Menschen geschrieben worden war, die hinter den Mauern auf gewalttätige Weise ihr Leben verloren hatten. Nicht umsonst existierte auch der *Bloody Tower*, der blutige Turm, wo die Schreie der Gefolterten niemals durch das dicke Mauerwerk drangen. Diese unheimlichen Räume waren noch heute zu besichtigen, ebenso wie die

Henkersaxt der Tudor-Periode, ein gewaltiges Beil, mit dem der Scharfrichter zahlreiche Urteile vollstreckt hatte.

Suko wurde zudem den Eindruck nicht los, daß sich dieser Fall noch verlagern würde, und zwar von außen nach innen, wobei er den Tower selbst meinte. Er konnte sich gut vorstellen, daß John und er innerhalb der riesigen Anlage Jagd auf den Zombie machten, was bestimmt kein Vergnügen sein würde.

Die gemauerte Kai-Anlage war nicht so menschenleer, wie Suko gedacht hatte. Einige Typen stromerten noch herum. Sie schienen von einer Fete gekommen zu sein, denn sie hielten Flaschen in den Händen und nahmen nach jedem zweiten Schritt einen Schluck.

Suko wich ihnen aus, was ihnen nicht gefiel, denn einer kam auf die Idee, dem komischen Chink das Schwimmen beibringen zu wollen. Sie waren zu viert und fühlten sich ungemein stark.

Suko machte einen Rückzieher. Er hätte alle vier in die Fluten stoßen können, worauf er verzichtete. Zu leicht hätte jemand dabei ertrinken können.

Die Bemerkungen, die ihm die Betrunkenen hinterherschrien, waren nicht druckreif.

Der Inspektor setzte seinen Weg kopfschüttelnd fort. Es gab ihm ein beklemmendes Gefühl, wenn er daran dachte, daß die Ausländerfeindlichkeit in London immer stärker wurde.

Es lagen drei Hausboote an den Stegen. Für Suko war nur das erste interessant.

Am Steg stoppte er seinen Schritt, schaute sich noch einmal um.

Das mächtige Gebilde der Brücke erschien ihm zum Greifen nahe.

Die Wagen, die über sie hinwegglitten, wirkten wie sich schnell bewegende Inseln, die lange und breite Lichtleisten vor sich herschoben.

Der Steg war breit genug, an beiden Seiten gesichert und endete dicht vor der Bordwand. Suko hörte, wie die Wellen gegen das Holz klatschten.

Das Schiff lag vor ihm. Es bewegte sich unter den anlaufenden Wellen und schwankte dabei von einer Seite auf die andere.

Keine Spur von einem Killer, keine Spur von einer Bluttat und auch keine Spur von dem Opfer.

Das, so wußte Suko aus dem Zeugenbericht, würde er unter Deck finden. Die Frau hatte ihm den Weg beschrieben und zusätzlich noch den Zustand der Leiche. Der Mann war mit einem Gegenstand umgebracht worden, der in seinem Rücken steckte.

Suko betrat das Deck. Anne Baker hatte von einem luxuriösen Hausboot gesprochen, was Sukos Meinung nach nicht stimmte, denn das Deck sah selbst im Dunkeln so aus, als könnte es eine Generalreinigung vertragen.

Unter Deck geriet er in eine andere Welt, Teppiche auf den Gangböden, wertvolles Holz, das in einem mahagonifarbenen Rotbraun schimmerte, die Handläufe aus geputzten Messing, eine Atmosphäre, in der man sich ohne weiteres wohl fühlen konnte.

Da machte auch Suko keine Ausnahme.

Und doch. Hier unter Deck war etwas vorhanden, das ihn störte.

Eine Atmosphäre des Schreckens, das dumpfe Gefühl, den Tod bald hautnah erleben zu können.

Der Knochen fiel ihm ein.

Anne hatte davon gesprochen. Dieser Knochen steckte quer im Maul des Mörders und war bleich und hell wie Eis. Sie hatte ihn unter Wasser sogar festgehalten, damit zugeschlagen, ihn aber danach wieder verloren. Es waren Kleinigkeiten, die Suko beschäftigten, wobei ihn dann ein Summen störte, das ihn sogar irritierte.

Zur Waffe griff er nicht, aber er hatte herausgefunden, daß dieses Summen von Fliegen stammen mußte.

Er stieß eine Tür ganz auf. Sie schwang lautlos zurück, und Suko stand in einer toll eingerichteten Kabine, die ebenfalls zur Luxusklasse gehörte.

Nur etwas paßte überhaupt nicht hinein. Es war die Leiche auf dem Tisch, über die einige Fliegen ihre Bahnen zogen. Wahrscheinlich hatte sie der Blutgeruch angelockt.

Suko rannte nicht auf die Leiche zu, den Fehler beging er nicht. Er blieb zunächst stehen und suchte mit den Blicken die Kabine ab, soweit dies möglich war, denn der warme, weiche und einschmeichelnde Lichtschein drang nicht in jeden Winkel.

Es war nicht still in der Kabine. Durch die dümpelnden Bewegungen des Hausboots schaukelten auch andere Gegenstände mit, die an den Wänden hingen oder nicht befestigt waren.

Bilder bewegten sich. In der Kombüse rollten leere Champagnergläser durch die Spüle und stießen mit hellem Klingen zusammen.

Irgendwo knackte etwas, das alles nahm Suko auf, und dennoch war es eine andere Tatsache, die ihn störte.

Er wußte nicht, was ihn so unruhig machte. Bis er näher an den Toten heranging und ihn sich aus der Nähe betrachtete.

Jetzt war ihm alles klar!

Er spürte den Schauer auf seinem Rücken, der sich auf der normalen Haut festfraß. Im Nacken lag plötzlich ein Druck, und er dachte an die Beschreibungen der Anne Baker, die sie ihm von dem Toten gegeben hatte.

Sie stimmte nicht, sie war in all ihrem Schrecken trotzdem untertrieben gewesen. Suko konnte sich nur vorstellen, daß der Mörder noch einmal in die Kabine zurückgekehrt war.

Er drehte sich um. Auf einmal war ihm kalt. Seine Kehle kam ihm

vor wie vernagelt. Er spürte das Brennen in den Augen und zugleich die Gewißheit, daß der Trommler nicht grundlos gewarnt hatte.

Da war jemand unterwegs…

Und wie der durch die Nacht schlich. Wie das personifizierte Grauen, wie jemand, der auf gar nichts Rücksicht nahm, um seinem schlimmen Trieb nachzukommen.

Eine lebende Leiche war aus den düsteren Verliesen des Towers ausgebrochen, und Suko hätte einiges dafür gegeben, wenn sie noch dahinter gefangen wäre.

Gesehen hatte er den Killer nicht. Nun wünschte er sich, daß diese Gestalt vor ihm stehen würde.

Kam sie zurück?

Suko dachte über diesen Gedanken näher nach. Es war nicht so unwahrscheinlich. Anne Baker hatte nicht mit einer Verfolgung gerechnet, prompt war die Gestalt auch unter Wasser erschienen und hatte sie rücksichtslos angefallen.

Wenn man davon ausging, daß der Tower und dessen nächste Umgebung so etwas wie ein Hauptsitz war, konnte es durchaus sein, daß sie sich noch in der Nähe aufhielt.

Suko wollte sich mit seinem Freund John auf dem Schiff treffen. Er hatte eigentlich vorgehabt, außerhalb des Hausboots auf den Geisterjäger zu warten. Diesen Gedanken verwarf er wieder. Er wollte auf dem Boot bleiben, allerdings nicht in dieser Kajüte, wo der Tote lag. Die Kombüse erschien ihm gerade recht. Sie besaß zudem zwei Bullaugen.

Das Klingen der Gläser störte ihn.

Suko nahm sie aus der Spüle und stellte sie weg.

Dann fielen ihm die Blutstropfen auf dem Boden auf.

Er verspürte ebenfalls Durst. Im Kühlschrank fand er eine kleine Flasche Mineralwasser, leerte sie, stellte sie weg und hockte sich auf einen schmalen, festgeschraubten Stuhl neben dem Tisch. Die Deckenleuchte hatte er ausgeschaltet.

Suko wartete. Er lauschte dem Summen der Fliegen, dem Klatschen der gebrochenen Wellen an der Bordwand und gewöhnte sich auch an das sanfte Wiegen des Boots. Die Beine hatte er ausgestreckt und eine bequeme Haltung eingenommen.

Zeit verstrich…

Die Minuten wurden lang. Manchmal reckte sich Suko, um auf das Wasser schauen zu können.

Beinahe lautlos glitt ein Boot der River Police vorbei, ein weißes Dreieck aus Schaum hinter sich herziehend. Das Boot verschwand.

Den dumpfen Schlag nahm Suko sofort wahr, weil er sich von den übrigen Geräuschen unterschied und auch an Deck aufgeklungen war.

Augenblicklich war er hellwach. Es kribbelte in seinen Fingern, und

er ging davon aus, daß es nicht sein Freund John Sinclair gewesen war, der das Boot betreten hatte. Der wäre anders gekommen, bestimmt nicht so vorsichtig. Außerdem hätte John die Kollegen der Mordkommission mitgebracht, was natürlich zu hören gewesen wäre.

Es blieb eine Möglichkeit – der Killer war zurückgekehrt!

Suko stand auf, innerlich gespannt, doch er gab sich gelassen. Er richtete seinen Blick gegen die Decke und lauschte den Tritten nach, die er für die Dauer weniger Sekunden hörte, bevor sie leider verstummten und er nicht mehr herausfinden konnte, in welche Richtung sich die Person bewegte.

Suko verließ seinen Platz ebenfalls. Neben dem Durchgang baute er sich auf, streckte den Kopf ein wenig vor und peilte in die Kabine hinein, wo der Tote noch immer auf dem Tisch schaukelte, als wäre er dort festgeklebt worden.

Wieder verstrich Zeit…

Suko wurde sie nach einer Weile zu lang, und er spielte mit dem Gedanken, die Stelle zu wechseln, als er die Tritte wieder hörte.

Diesmal hinter sich und in seinem Rücken.

Er wußte Bescheid. Jemand schritt einen Niedergang hinab, betrat die Kombüse.

Ein kaltes Lächeln umspielte die Lippen des Inspektors. Diese Suppe würde er dem Killer versalzen. Es tat richtig gut, daß der Mörder auf dem Weg war.

Suko zog seine Beretta, ging näher an die Tür heran – und wurde trotzdem überrascht.

Wer immer der Unbekannte auch war, er besaß einen schon fast höllischen Instinkt. Er mußte geahnt haben, daß sich jemand nahe der Tür aufgehalten hatte.

Der Wucht konnte Suko trotz seiner Reaktionsschnelligkeit nicht entwischen. Das Türblatt hämmerte gegen seine Stirn. Für einen Moment sah er Sterne, schüttelte dann den Kopf und stieß ein Geräusch aus, das an das Schnauben eines Walrosses erinnerte.

Sekundenlang war er abgelenkt, unter anderem auch durch die Sterne, die vor seinen Augen blitzten. Er sah die Gestalt des Killers wie einen zittrigen Film, schoß und wußte im gleichen Moment, daß er das häßliche, dunkle Gesicht mit dem hellen Knochen verfehlt hatte.

Dann war der Killer weg!

Wie ein Spukbild war der Zombie erschienen, und ebenso war er auch wieder verschwunden.

Vorbei – weg… nicht mehr zu sehen.

Suko taumelte auf die Tür zu. Dabei verfluchte er sich selbst. Das passierte ausgerechnet ihm als Profi. John würde ihn auslachen, wenn er das hörte.

Er riß die Tür auf, als ihn seine innere Stimme warnte, nicht

hochzulaufen.
Etwas polterte von oben herab, krachte auf die Stufen, die unter dem harten Gewicht zusammenbrachen.
Suko sprang zurück, sonst hätte ihn der rostige Anker noch erwischt. Wer so ein Ding stemmen konnte, der mußte übermenschliche Kräfte besitzen, wie eben ein Zombie.
Der Krach war verklungen. Dennoch blieb es nicht still, denn über sich vernahm Suko die hastigen Schritte des Mörders, der sich der Steuerbord-Seite näherte, die zum Wasser hin lag.
Für Suko war es kein Problem, die Kombüse zu verlassen. Es gelang ihm auch, über den zerstörten Niedergang an Deck zu kommen. Er drückte sich dabei durch eine enge Tür.
Wind fuhr gegen seine Haare und hob sie an. Scharf schaute Suko sich um.
Er konnte nicht das gesamte Deck überblicken, wohl aber die Richtung, in die der Mörder verschwunden war.
Der Inspektor sah ihn nicht. Außer ihm befand sich kein Wesen an Deck. Der Wind blies darüber hinweg. Die Wellen rollten in ihrem ewigen Rhythmus an, der Zombie schien das Weite gesucht zu haben.
Dennoch war Suko vorsichtig. Er schob sich vollends aus seiner Deckung hervor und hielt auch die Beretta schußbereit in der Rechten. Mit den Augen und der Mündung suchte er das Deck ab.
Erst an der Reling blieb er stehen, schaute darüber hinweg. Als grauer Strom zog die Themse ihre Bahn. Die Lichter am gegenüberliegenden Ufer grüßten. In der Luft schwebten keine Möwen, auch sie schliefen längst, und der Strom gab kein Geheimnis preis.
Hatte er den Killer tatsächlich verschluckt?
Suko besaß seine Zweifel. Wenn der andere tatsächlich ein Zombie war, dann suchte er Opfer, dann war er praktisch fixiert darauf, und ein Mensch wie Suko kam da gerade recht.
Er drehte sich um.
Im gleichen Moment sah er den Schatten. Diesmal war es kein Anker, der ihm entgegenflog, sondern ein Boot. Einer dieser alten Rettungskähne, mehr dekorativer Gegenstand als tatsächlich die letzte Hilfe. Der Killer hatte es mit unwahrscheinlicher Kraft geschleudert.
Wahrscheinlich hatte er unter dem gekippten Boot gelegen, und mit dem Kiel voran wirbelte es auf Suko zu.
Der hechtete zur Seite weg, geriet auf den feuchten Planken ins Rutschen, riß noch seinen linken Arm als Deckung hoch und dachte, dem Wurfgeschoß entwischt zu sein, als es ihn an der linken Seite erwischte. Der Schlag holte ihn von den Beinen.
Suko rutschte über das Deck, zog den Körper zusammen und wurde erst an der anderen Bordwand gestoppt.

Er sah den Killer als Schatten, schoß auf ihn, hörte einen grunzenden Laut, dann hechtete der andere mit einem zackigen Sprung über die Bordwand hinweg in den Fluß.

Als Suko die Stelle erreichte, war von der Gestalt schon nichts mehr zu sehen.

Dem Inspektor blieb nichts anderes übrig, als sich selbst und sein Schicksal zu verfluchen. Wie nahe war er dem Killer gekommen?

Eine Kugel hätte vielleicht gereicht, und nun begannen das ganze Theater und die höllische Jagd wieder von vorn.

Als er auf dem Kai mehrere Autoscheinwerfer sah, wußte er, daß sein Freund John Sinclair nicht mehr weit war.

Na, der würde sich wundern…

***

Ich wunderte mich tatsächlich, als ich Sukos Erlebnisse hörte, und starrte ihn nur an.

»Sag schon was, John.«

»Was soll ich sagen?«

»Daß ich ein Idiot bin, ein Trottel, ein…« Suko fiel nichts mehr ein, als sich gegen die Stirn zu schlagen und seine Wanderung im Kreis zu stoppen.

»Das war eben Pech.«

»Nein. Unvermögen.«

Ich grinste. »Wenn du das sagst, will ich nicht widersprechen.«

»Den Toten hast du noch nicht gesehen?«

»Wie denn, Mann. Du hast mich ja regelrecht mit einem Wortgeschwader überfallen, als ich an Bord kam.«

»Dann geh unter Deck. Aber mach dich auf was gefaßt.« Suko schluckte. »Anne Baker hat gelogen.«

»Ist er nicht tot?«

»Doch, doch.« Mein Freund winkte ab. »Du wirst schon selbst sehen, was ich meine.«

Zunächst sah ich die Kollegen, die schon unten gewesen waren, zurückkehrten und Gesichtsfarben auswiesen, die mich an eine Schimmelschicht erinnerten, einer hatte sogar seine Hand vor den Mund gehalten, als er an mir vorbeistürmte.

Wenig später sah ich es selbst. Das Bild wirkte noch brutaler, weil die Standscheinwerfer es gnadenlos ausleuchteten. Ein Kommentar war überflüssig, doch ich mußte meinem Freund Suko recht geben.

Anne Baker hatte sich geirrt, was die Beschreibung der Leiche anging.

Ich gab keinen Kommentar ab, ging wieder an Deck und zündete mir dort eine Zigarette an.

Einer der Männer verteilte Whisky. Suko hatte ihn aus der Kombüse

besorgt. Hier konnte jeder einen Schluck gebrauchen, auch ich.

Wir nahmen alle einen Doppelten, aber die Erinnerung konnte der Alkohol nicht hinwegspülen.

»Ja«, sagte Suko, »das war der Killer also. Und ich hatte ihn gesehen, verflucht.«

»Stimmte die Beschreibung der Frau?«

Er nickte. »Bis auf den letzten Knochen«, erwiderte er sarkastisch.

Ich trank den Rest weg und stellte das Glas ab. Dann schaute ich über das Wasser und dachte nach. Was ich zuerst nicht hatte glauben wollen, war tatsächlich eingetreten. Ein Zombie, ein Untoter, eine lebende Leiche aus dem Tower ging um und mordete. Lange hatten wir keinen echten Zombie-Fall mehr erlebt. Ich hatte schon gedacht, daß diese schlimmen Dinge ausgestanden wären, doch nun war wieder eine dieser Kreaturen erschienen, schlimmer als je zuvor.

»Wie kommt der Zombie in den Tower?« murmelte Suko.

»Oder der Elefant durchs Nadelöhr?« murmelte ich.

»Weißt du eine Antwort?«

»Nein.«

»Aber ich wüßte, wo wir ansetzen könnten.«

»Klar, bei Nunoz.«

Wir hörten Schritte hinter uns. Bevor ich mich umdrehte, trat ich die Kippe aus. Der Leiter der Mordkommission nickte uns zu. Auch er war bleich geworden.

»Wer kann das getan haben?« murmelte er.

Ich stach mit dem Zeigefinger gegen seine Brust. »Jemand, den wir jagen werden. Darauf können Sie sich verlassen.«

Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Also ein Fall, der in Ihren Bereich fällt?«

»Sicher. Sie brauchen sich darum nicht zu kümmern.«

»Na, da bin ich froh.«

Wir kannten das Aufatmen der »normalen« Kollegen, wenn wir ihnen Arbeit abnahmen. Ich hätte da nicht anders reagiert. Zwei Männer in grauen Kitteln trugen die Reste der Leiche weg. Der Tote war in Plastik eingepackt worden und samt Plane in einem Kunststoffsarg verschwunden.

»Zeugen gab es auch, nicht?«

Ich nickte dem Kollegen zu. »Eine Zeugin. Wir haben bereits mit ihr gesprochen.«

»Dann kann sie den Täter beschreiben?«

»Klar. Und ich ebenfalls«, sagte Suko.

Erstaunte Augen schauten uns an. Normalerweise hätten wir die Aussagen der Anne Baker nicht für uns behalten dürfen. Hier jedoch lag der Fall ganz anders, denn er ging nur uns allein etwas an. Es wurden uns auch keine weiteren Fragen gestellt. Wir erfuhren nur,

daß der Tote Justin Gold geheißen hatte. Die entsprechenden Papiere waren noch vorhanden gewesen. Für uns und die Kollegen ein unbekannter Name.

»Ich gehe davon aus, daß der Mann durch Zufall in diese Lage hineingeraten ist. Das Boot gehört ihm nicht, sondern einem Freund.«

»Kennen Sie den Namen, Mr. Sinclair?«

»Sorry, den wußte die Zeugin auch nicht. Sie hat es auch nur durch einen Zufall erfahren.«

Der Kollege grinste. »Dann hat er sich ein schönes Abschleppquartier ausgesucht.«

»Was ihm jetzt auch nichts mehr hilft.«

Suko war über das Deck gegangen und hatte sich umgeschaut.

»Der Typ warf einen Anker wie andere ein Stück Holz. Diese Kräfte sind schon unwahrscheinlich. So etwas besitzt nur ein Zombie.«

Der Kollege hatte die Worte nicht mitbekommen. Er war wieder zu seinen Leuten gegangen. Uns hielt auch nichts mehr auf dem Weg. Als wir zum Wagen gingen, fragte Suko: »Was hat denn diese Anne Baker noch gesagt? Wie geht es ihr überhaupt?«

»Nicht besonders!« murmelte ich. »Die verdammte Wunde sah schlimm aus. Sie eiterte. Ich hatte auch das Gefühl, daß sie gewachsen war. Man sollte vorsichtig sein.«

»Was?«

»Ja, Suko, und sie ist durch einen Biß entstanden.« Ich holte tief Luft. »Wir müssen das Monstrum fangen, bevor es noch mehr Unheil anrichtet. Und ich lasse mich von Nunoz nicht mehr abspeisen, das steht fest.«

»Wann willst du zu ihm? Noch heute nacht?«

»Das wäre nicht schlecht.«

»Ich bin dafür.« Er schaute noch einmal zurück auf den Strom.

»Mich würde aber auch interessieren, wo der Untote jetzt steckt.« Er schüttelte sich. »Es ist nicht das erstemal, daß die Themse einen derartigen Abfall ausgespuckt hat. Allmählich kommt sie mir vor, als wäre sie mit einem Fluch belastet.«

Ich deutete auf das Wasser. »Sollte er sich tatsächlich da irgendwo in der Tiefe versteckt halten, wäre ich happy. Das kannst du mir glauben.«

»Und was denkst du tatsächlich?«

»Daß er sich schon wieder auf den Weg gemacht hat.«

Suko nickte. »Und das machen wir uns jetzt auch. Los, steig ein, Geisterjäger…«

***

Um ein Taxi zu nehmen, fehlte Nunoz das Geld. Auch die U-Bahn konnte er nicht bezahlen. Er nahm sie trotzdem, denn er hatte sich

daran gewöhnt, schwarz zu fahren. Wenn sie ihn erwischten, okay, er hatte kein Geld, die Strafe würden sie nie bekommen.

Die Station war um diese Zeit ziemlich leer. Einige Jugendliche standen herum und warteten auf den nächsten Zug. In ihren Augen lag ein bestimmter Glanz, und Nunoz wußte auch, was sie vorhatten. Sie würden ebenfalls mit der Bahn fahren, doch auf eine Art und Weise, für die Nunoz kein Verständnis aufbrachte.

Es war in Mode gekommen, sich außen an die Wagen zu hängen und einige Stationen durchzufahren. »In« aber gefährlich. Tote hatte es bereits gegeben. Doch durch diese Todesmeldungen ließen sich einige Jugendliche nicht vom U-Bahn-Surfen abhalten.

Auch Farbige befanden sich in der Gruppe. Sie starrten Nunoz an.

»Na, Alter, fühlst du dich hier wohl?«

»Nein.«

»Dann geh doch wieder zurück. Meine Großeltern sind auch zurück nach Puerto Rico gegangen. Sie haben lange genug in dieser Scheißstadt gelebt. Jetzt haben sie nur die Sonne.«

»Hast du gehört, ob es ihnen gutgeht?«

»Nein, aber besser als hier.«

Nunoz nickte. »Vielleicht werde ich das auch machen. Aber ich möchte dir noch einen Rat geben, Junge. Fahr nicht außen am Wagen, das ist zu gefährlich.«

Der Junge grinste. »Wir sind schon Spezialisten.« Die nächsten Worte verschluckte er, denn die Bahn rollte ein, was wiederum Lärm mitbrachte.

»Viel Glück, Junge«, murmelte Nunoz, packte seine Trommel fester und stieg ein. Er setzte sich dort hin, wo nicht so viel Abfall am Boden lag, hielt die Beine ausgestreckt und schaute aus dem Fenster, wo die Jugendlichen standen, auf der Stelle hüpften und es kaum erwarten konnten, daß die Bahn startete.

Als sie anfuhr, sprangen auch sie.

Nunoz sah auch seinen Schützling, der es besonders gut machen wollte, aber irgendwie abrutschte, vom anfahrenden Wagen einen heftigen Stoß bekam, der ihn zurück auf die Fliesen schmetterte, wo er sich überschlug und liegenblieb.

Das sah Nunoz nicht mehr. Der Zug war bereits in der Röhre verschwunden. »Ich habe es dir gesagt«, murmelte der Alte und streichelte die Haut der Trommel. »Ich habe es dir gesagt. Warum machst du auch solche Dinge?«

Seine großen Augen starrten ins Leere. Er sah aus, als würde er an nichts denken, doch seine Gedanken beschäftigten sich mit dem, was hinter ihm lag.

Das war schlimm genug. Er hatte es gewußt, nicht als einziger, aber er hatte gehandelt. Das alte Erbe konnte nicht aus der Welt geschafft

werden, es blieb, und es war nicht so ohne weiteres zu zerstören. Lange hatte er überlegt und sich dann entschlossen, es zu tun. Er hatte warnen müssen, denn seine Augen wollten nicht noch mehr Leid sehen. Es reichte ihm allmählich.

Die meisten Menschen lachten über Voodoo und auch über den Zombie-Glauben. Sie kannten die Insel nicht, sie wußten nicht, was heute noch auf Haiti ablief. Wenn sie davon gehört hatten, dann hielten sie es für Hirngespinste einer angeblich geistig zurückgebliebenen Bevölkerung.

Aber die Bedrohung nahm zu. Der Zombie-Glaube war auf der Insel längst gesellschaftsfähig geworden und eingedrungen selbst in die höchsten Kreise, wo man sich mehr um Politik und Geld kümmerte. Sogar die Geheimdienste interessierten sich mittlerweile dafür.

Die Dunkelheit des Tunnels verschwand. Schemenhaft drang die Helligkeit in die Wagen, bis der Zug schließlich in der taghellen Station anhielt, die jungen Burschen außen von den Wagen sprangen und wegrannten, als wäre der Leibhaftige hinter ihnen her. Wurden sie erwischt, mußten sie mit empfindlichen Strafen rechnen.

Nunoz fuhr noch weiter. Er hatte im Laufe der Zeit seine Erfahrungen sammeln können. Kontrolleure, die in die Bahn stiegen, entdeckte er sofort, ohne sie persönlich zu kennen.

An dieser Station sah er keinen, auch nicht an der nächsten und übernächsten.

Noch zwei weitere Stationen fuhr er, bevor er den Zug verließ. Als einziger schritt er die schmale Treppe hoch. Als er dabei den Blick hob, sah er auf vier breitbeinig gestellte Beine. Die Typen lauerten auf Menschen, die ahnungslos in dieses Gebiet kamen.

»Geht«, sagte Nunoz, »haut ab!«

»Was willst du, Alter?«

»Geht in eure Löcher und betet. Einen anderen Rat kann ich euch nicht geben.«

Der zweite fing an zu lachen. »Hör mal, bist du jetzt Pfarrer geworden?«

»Nein, aber weise.« Er ließ sie stehen und ging davon.

»Dem sollte man die Trommel über seinen grauen Schädelschlagen«, hörte er.

»Tu das nicht. Nunoz ist in der Gegend bekannt. Den kennt man. Bei ihm sucht man Rat.«

»Doch nur Idioten, Baby.«

»Das glaube ich nicht.«

Nunoz ging durch die engen Straßen und auf den schmalen Gehsteig, wo genügend Unrat herumlag, der nicht mehr in die Mülltonnen hineinpaßte. Manchmal wurde das Zeug wochenlang nicht abgeholt. Hier herrschten schon fast Verhältnisse wie in gewissen Teilen von

Manhattan.

Obwohl es ruhig im Viertel war, schlief dieser Block nicht. Die Menschen brauchten kaum Schlaf, die meisten arbeiteten nicht. Viele zogen sich in der Nacht nur in ihre Höhlen und Löcher zurück, denn als etwas anderes konnten die Wohnungen beim besten Willen nicht bezeichnet werden.

Auch Nunoz spürte, daß das Viertel nicht schlief. Es herrschten gewisse Vibrationen vor, für die er als Einheimischer besonders empfänglich war.

War es Angst oder Furcht?

Nein, das nicht. Er hatte nur den Eindruck, als wäre es ein lauerndes Abwarten. Bis ein bestimmtes Ereignis eintreten würde, das alles andere hinwegfegte.

Es gab nicht viele Fenster, die noch in Ordnung waren. In Kopfhöhe öffnete sich eines. Ein Gesicht erschien. Von der Last des Lebens gezeichnet. »Hallo, Nunoz.«

»Ach du, Luella.«

Die Alte lachte zahnlos. »Tu nicht so, als ob du mich nicht erkannt hättest, mein Bester.«

»Ich war in Gedanken.«

Luella beugte sich weiter nach draußen und bekam große Augen.

»Du warst da? Du warst bei ihm?«

Er nickte.

»Hast du ihn gesehen? Hast du endlich Erfolg gehabt?«

»Wie man es nimmt. Ich weiß aber, daß er nicht mehr gefangen ist, Luella.«

Die vierundsiebzigjährige Frau bekreuzigte sich hastig. »Und jetzt? Was geschieht jetzt?«

»Wir müssen abwarten. Aber wahrscheinlich werden wir Besuch bekommen. Zwei Weiße.«

»Polizisten?«

»Ja, sie sprachen mit mir.«

»Haben Sie dir denn auch geglaubt?«

»Die schon, Luella, die schon. Es sind besondere Männer, das spürte ich genau.«

Luella nickte, als hätte sie alles begriffen. »Was sollen wir denn machen?« fragte sie.

»Abwarten.«

»Und wenn er kommt?«

Da drückte der Mann sein Gesicht noch näher heran. »Dann, Luella«, hauchte er, »falte deine Hände und bete, denn der Teufel ist unterwegs.« Nunoz lachte, als er sah, wie hastig die Frau zurückzuckte.

Er winkte ihr zu, raffte den Mantel und wollte weitergehen, aber ihre

Stimme hielt ihn zurück. »Stimmt das wirklich, was du mir da gesagt hast?«

»Ich lüge nicht.« Er schaute gegen den dunklen Himmel, als könnte er dort etwas entdecken. »Der Geist des Bösen ist gekommen. Ich habe das Richtige getan. Ich trommelte, ich mußte es einfach tun. Es war wie ein Zwang, und jetzt habe ich sie aufgeschreckt.«

Luella beugte sich wieder vor und schaute nach rechts. »Wen hast du aufgeschreckt?«

»Gewisse Menschen.«

»Ah, und was werden die tun?«

»Du wirst es sehen, Luella, du wirst es sehen.« Er blickte die Straße entlang. Auf den Gehsteigen brannten nur wenige Laternen. Viele Glaskuppeln waren zerschlagen worden. Jugendliche hatten Zielwerfen gemacht. Wenn Fahrzeuge parkten, sahen sie aus wie Rostlauben. Einige von Ihnen waren aus Teilen vom Schrottplatz zusammengebaut worden.

»Noch in dieser Wacht, Nunoz? Noch in dieser Nacht?«

Er schlug leicht auf die Bespannung der Trommel. »Ja, bestimmt, es kann sein, oder nicht?« Er lachte, weil er einer konkreten Artwort ausgewichen war. »Sei nur wachsam, Luella. Mehr brauchst du nicht zu tun. Wachsam sein.«

»Dann sollte ich mich nicht hinlegen und schlafen, wie? Es wäre besser, wenn ich auf den Beinen bleibe.«

»Ja, das stimmt.« Nunoz hatte sich bewußt an Luella gewandt, denn sie gehörte zu den Klatschbasen des Viertels. Was sie wußte, das erfuhren sehr rasch auch die übrigen Bewohner des Viertels. Es würde sich auch am späten Abend noch herumsprechen und die Menschen auf den Beinen halten. Sie alle hier wußten, daß es den Voodoo-Zauber gab. Sie stammten aus der Karibik, sie kannten die alten Regeln, die Magie, sie wußten über Macumba Bescheid, diese geheimnisvolle Kraft, die wie ein Schatten über dem gesamten südamerikanischen und mittelamerikanischen Kontinent lag. Und sie wußten auch, daß Macumba oder die Macht des Voodoo nicht territorial begrenzt war.

Sie konnten Ländergrenzen und Erdteile überwinden, sie waren wie ein Rausch, die alles erfaßte, mit sich riß und in menschliche Seelen eindrang.

Macumba und Voodoo siegten!

Daran dachte Nunoz, als er sich dicht an den Hauswänden vorbeibewegte. In dieser Straße wurde es nie ruhig. Auch jetzt vernahm er Stimmen, Geräusche, sah hinter manchen Fenstern den Schein von Kerzen, hörte ein Flüstern oder Lachen.

Er selbst wohnte nicht nach vorn raus. Um seine Behausung zu erreichen, mußte er durch eine Einfahrt in einen Hinterhof, wo die

Mauern der Häuser aus Backsteinen bestanden und teilweise bemalt worden waren. Im Sommer dampfte der Hinterhof, da konnten sich die Menschen vorkommen wie in der Karibik, jetzt war es kühler geworden. Die Schatten lagen sehr dicht, dennoch konnte er gewisse Dinge erkennen, und auch als Blinder hätte er sich zurechtgefunden.

Er lebte im Souterrain oder Keller. Eine Außentreppe führte zu der Wohnung. Sie lag sogar regengeschützt, weil sich über ihr ein vorstehender Anbau befand.

Nunoz schritt die ausgetretenen Steinstufen hinab. Wind hatte Papier auf die Treppe geweht; er ließ es liegen. Es brachte nichts, wenn man es wegräumte, der Wind schleuderte immer wieder Nachschub auf die Stufen.

Hinter den kleinen Fenstern brannte Licht. Die Tür schabte, als sie aufgezogen wurde.

»Conchita?«

»Ja.«

»Warum hast du gewartet?«

»Weshalb haben es die anderen getan, Großvater? Vielleicht spürten auch sie das Grauen, die Botschaft, die man uns geschickt hat. Ich jedenfalls habe es bemerkt.«

Er betrat die Wohnung. »Sonst wärst du nicht meine Enkelin, Conchita. Ich habe dir schon immer gesagt, daß du etwas Besonderes bist.«

Sie wich zurück. »Hör auf, Großvater, das stimmt doch nicht. Nein, ich bin nichts Besonderes.«

»Du bist eine Nunoz«, erklärte er mit allem Ernst.

»Ja, ja, schon gut.« Sie nahm ihm die Trommel ab und zog ihn in den Raum, wo Bastmatten auf dem Boden lagen. Die Einrichtung war einfach, aber sauber.

Conchita war allein. Die Eltern arbeiteten in der Nacht. Die Mutter als Putzfrau bei einer Fluggesellschaft, der Vater in einem 24-Stunden-Kino als Kartenabreißer. Durch diese Arbeit hatten sie es geschafft, sich eine etwas größere Wohnung leisten zu können, denn sie besaßen sogar so etwas wie ein Bad und einen Schlafraum, wo allerdings alle vier Personen schliefen. Das Leben spielte sich meist in der großen Küche ab, wo auch der Fernseher stand.

Nunoz setzte sich an den Tisch. Conchita, die dunkle Jeans zum weißen Pullover trug, brachte ihm das Essen. Kalte Fladen bedeckt mit Fleischstücken und einer scharfen Soße. Dazu trank er Bier aus der Dose.

»Ich hoffe, es schmeckt dir, Großvater.«

Er aß schnell, dabei schaute er seine Enkelin an und stellte fest, daß sie tatsächlich die gleichen Augen besaß wie er. Conchita war achtzehn Jahre alt. Sie hatte die Schule gut geschafft, im Gegensatz zu

vielen anderen ihrer Altersklasse. Jetzt ging sie auf eine weiterführende Schule und lernte dort Hauswirtschaft und Sprachen. Ansonsten half sie im Hause.

Ihr schwarzes Haar war buschig. Sie bändigte es mit Gummibändern und regte sich stets über das ihrer Meinung nach viel zu runde Gesicht auf.

»Du hast Sorgen, Großvater.«

Er aß weiter. »Wieso?« fragte er kauend.

»Das sehe ich dir an.«

»Ja, es stimmt.« Wenn er mit seiner Enkelin zusammen war, sprach er immer Spanisch. »Ich habe große Sorgen, und ich weiß, daß sie berechtigt sind.«

»Du bist gegangen und hast deine Trommel mitgenommen. Die alte Voodoo-Trommel. Ich bin jung, sehr jung, wie du oft sagst, aber ich bin nicht naiv, Großvater. Ich weiß genau, daß es zu einer tödlichen Bedrohung kommen kann, wenn du so reagierst.«

Er nahm Weißbrot, brach es entzwei und reinigte damit seinen Teller. Die letzten Reste der Soße blieben an den Scheiben kleben, bevor sie in seinem Mund verschwanden. »Es kann nicht nur zu einer tödlichen Bedrohung kommen, Conchita, es ist schon soweit.«

Das Mädchen besaß die gleichen großen, dunklen Augen wie ihr Großvater. »Hast du… hast du ihn schon erlebt?«

»Gespürt, meine Liebe, gespürt.« Er schluckte den Rest und leerte auch die Büchse. »Ich habe ihn gespürt. Ich merkte, daß er schon unterwegs war, um zu töten.«

»Hat er denn getötet?«

»Nein, noch nicht, glaube ich.« Er berichtigte sich im nächsten Moment selbst. »Ich hoffe, daß er noch nicht getötet hat, mein Kind. Aber ich weiß, daß er frei ist.«

»Und jetzt?«

Der alte Mann lehnte sich zurück. Er hatte nicht einmal seinen Mantel ausgezogen. An Conchita schaute er vorbei auf die graue Mattscheibe des Fernsehers. »Wenn er frei ist, mußt du damit rechnen, daß er den Weg findet.«

Sie beugte sich vor. »Zu uns, Großvater?«

»Wohin sonst?«

»Aber was haben wir mit ihm zu tun? Ich kenne ihn nicht.«

»Du bist eine Nunoz, und das reicht aus, meine Kleine. Denk immer daran, daß du zu unserer Familie gehörst. Ich bin froh, daß deine Eltern nicht im Hause sind.«

Conchita stand auf und räumte den Tisch ab. »Alles schön und gut, Großvater. Aber wir sind hier.«

»Das ist schlimm.«

»Für uns?«

»Auch für dich, mein Kind. Ja, es ist schlimm, daß du im Haus bist, denn er wird auf dich keine Rücksicht nehmen, das möchte ich dir noch gesagt haben.«

»Du meinst, er wird mich töten.«

»Er muß den Weg zu uns finden, denn er wird wissen, daß er aufgefallen ist und gejagt wird. Er wird gespürt haben, was ich tat, aber wir werden wachsam sein. Ich habe mit Luella gesprochen…«

Conchita lachte in seine Worte hinein. »Mit dieser alten Klatschtante?«

»Ich tat es nicht ohne Grund, mein Kind. Diese Nacht wird eine völlig andere werden. Niemand aus dem Viertel wird Schlaf bekommen, niemand, das kannst du mir glauben.«

»Aber die anderen wissen doch nichts davon.«

»Mittlerweile ja. Luella wird schon dafür sorgen. Ich möchte auch, daß niemand schläft, verstehst du? Nur so kann es uns gelingen, ihm die Stirn zu bieten.«

Conchita stand am Regal und dachte nach. »Meinst du wirklich, daß wir es schaffen?«

»Das kann ich nur hoffen.«

Sie nickte nachdenklich. »Ja, du hast recht. Man kann es nur hoffen. Wie sollen wir uns wehren?«

Nunoz wischte einige Krümel Weißbrot von der Tischplatte und schaute zu, wie die Reste zu Boden fielen. »Ja, wie sollen wir uns wehren?« murmelte er. »Ich kann es dir nicht genau sagen, aber wir werden wahrscheinlich Besuch bekommen.«

»Wann?«

»Noch in dieser Nacht. Ich rechne damit. Durch meine Aktionen habe ich endlich die richtigen Leute erreicht. Ich habe ihnen gesagt, wo ich wohne.«

»Polizisten, nicht?«

»Gut kombiniert, mein Kind.«

»Und was sollen die hier?«

»Ihn versuchen zu töten. Ich bin davon überzeugt, daß auch er zu uns kommen wird.«

Conchita schloß für einige Sekunden die Augen, weil ihr schwindlig geworden war. Der Gedanke daran, daß es ein lebender Toter auf sie und ihre Mitbewohner abgesehen hatte, gefiel ihr überhaupt nicht. Andererseits konnte sie sich auch nicht vorstellen, daß ihr Großvater log. Dazu war er viel zu ehrlich. Er wußte eine Menge, was den alten Zauber und die Magie des Voodoo anging. »Du hast ihn durch dein Trommeln erschreckt, nicht wahr, Großvater?«

»Und gleichzeitig gewarnt, mein Kind. Beides habe ich getan.« Er räusperte sich. Dann strich er über sein Haar. »Aber das spielt alles keine Rolle. Wir sind nur die Statisten, die Hauptpersonen sind

andere, auch dieser Mörder.«

Conchita nickte ins Leere hinein. »Wie oft habe ich vor dem Tower gestanden! Ich habe mir seine Mauern und Türme angesehen. Ich war immer begeistert, aber ich habe nicht gewußt, daß er ein derartiges Grauen birgt.«

»Das ist vielen nicht bekannt.«

Sie kam vor und stützte beide Hände flach auf den Küchentisch.

»Ist er wirklich der einzige?«

»Ja.«

»Und er heißt Nunoz?«

»So wie wir, Conchita.«

»Dann ist er ein Verwandter!«

»Ein Ahnherr. Es ist eine schlimme Geschichte, die ich dir nicht erzählen möchte.«

»Weshalb nicht?«

»Weil ich auch nicht will, daß du hier in der Wohnung bleibst. Ich möchte dich nicht hier haben, wenn er kommt. Bitte, tu mir den Gefallen, verlasse das Haus.«

Conchita staunte. »Aber… aber wo soll ich denn hingehen?« hauchte sie.

»Zu deinem Vater. Setz dich in das Kino und kehre erst zurück, wenn die Sonne aufgegangen ist.«

»Nein, das mache ich nicht. Ich lasse dich nicht allein. Wenn er kommt, werde ich mich ihm stellen.«

»Und dann?«

»Ich… ich …« Sie geriet ins Stottern und schaute zur Seite.

»Du wirst ihn nicht vernichten können, weil er einfach zu stark ist, mein Liebling. Dieser Zombie hat im Laufe der Zeit Kraft getankt. Es gibt Menschen, die gingen in den Tower und kehrten nie mehr zurück. Weißt du, was das bedeutet?«

Conchita schluckte. »Ich kann es mir denken«, erwiderte sie mit leiser Stimme.

»Sie wurden zu seiner Beute.«

»Und die Polizei?« rief das Mädchen.

Der alte Mann hob die Schultern. »Die Polizei hat nichts unternommen, Kind. Es ist schon lange her, sehr lange. Was sollte sie auch tun? Es gab keine Spezialabteilungen, die sich um solche Taten gekümmert hätten. Nein, auf sie kannst du nicht bauen, Kind. Bitte, verlasse die Wohnung und das Viertel.«

»Das hättest du auch den anderen sagen müssen, Großvater.«

»Sie sind nicht meine Enkel, sie sind nicht mit mir verwandt, Conchita.«

»Und du willst dich dem Grauen allein stellen – oder?«

Er lächelte schmal. »Ich glaube nicht, daß ich mich dem Grauen

allein zu stellen brauche. Ich ahne, nein, ich weiß, daß ich noch Besuch bekommen werde.«

Sie lächelte spöttisch. »Du setzt viel Vertrauen in die beiden Polizisten, das muß ich schon sagen.«

»Sie sind es wert, Conchita.«

Das junge Mädchen staunte. So hatte es seinen Großvater selten über Fremde sprechen hören. »Bist du denn so davon überzeugt, daß die beiden es schaffen können?«

Er stand auf. »Wenn es jemand schafft, dann nur sie, mein Kind. Sie sind zwar keine Caribeans, aber sie kennen sich aus, und es sind keine Ignoranten.«

Conchita hob die Schultern. »Na ja, du hast deine lange Erfahrung, da muß ich zurückstehen.«

»Dafür liegt dein Leben noch vor dir.« Er legte beide Hände auf ihre schmalen Schultern, und sie preßte sich für einen Moment an ihn. Conchita genoß das Gefühl, die Nähe des anderen zu spüren.

Im Gegensatz zu vielen Menschen ihrer Generation, gehörte sie zu denen, die ihre Familie liebten. Das zeigte sie auch immer wieder.

»Soll ich denn wirklich gehen, Großvater?« fragte sie leise. »Muß ich von hier fort?«

»Es ist besser.«

»Aber wenn die beiden kommen, bin ich doch beschützt.«

»Sie können nicht überall sein.«

»Aber sie wollen dich besuchen.«

»Da hast du recht.«

»Also warte ich mit dir zusammen auf die Leute. Bitte, Großvater.«

Schon als Conchita noch ein Kind gewesen war, hatte er ihr keinen Wunsch abschlagen können. Daran hatte sich auch im Laufe der Jahre nichts geändert. Er merkte selbst, wie sein Widerstand zusammenschmolz und er nickte.

»Darf ich?«

»Meinetwegen, bleibe hier. Aber halte dich in meiner Nähe auf. Gehe nicht allein fort.«

»Das verspreche ich.«

Nunoz drehte sich um. Mit schweren Schritten ging er zur Tür und blieb auf der untersten Treppenstufe stehen. Er hatte den Kopf angehoben und schnüffelte.

»Was hast du, Großvater?«

Der alte Mann legte die Stirn in Falten. »Riechst du das Feuer nicht, meine Kleine?«

»Doch…«

Er lächelte. »Meine Worte haben gefruchtet. Ich sprach mit Luella. Sie hat geredet, jetzt wollen sie die Dunkelheit aufhellen…«

»Wirklich nur das?«

»Wie meinst du?«
Conchita faßte ihren Großvater an. »Sind es nicht die Voodoo-Feuer? Haben sie nicht einen bestimmten Geruch? Sei ehrlich, bitte! Sind es nicht die Feuer?«
Er nickte. »Ja, es sind die Feuer. Bitte, sei so gut und hole meine Trommel.«
»Und dann?«
»Werde ich den Zombie herlocken! Er kann nicht anders. Er muß kommen; der Klang zwingt ihn dazu.«
Conchita verschwand. Bevor sie die Trommel hochnahm, strich sie mit ihren Handflächen über die Bespannung und hatte das Gefühl, Menschenhaut zu streicheln.
Auf ihren Rücken legte sich eine Gänsehaut…

***

Es war schon spät, trotzdem hatte ich unseren Chef, Sir James Powell, angerufen und ihm erklärt, um was sich der neue Fall drehte.
Der Superintendent war erstaunt gewesen.
Ein Zombie im Tower, in dieser altehrwürdigen Festung, vor der jeder echte Brite strammstand, das riß ihn fast von den Beinen. Das war schon mehr, als ein Mensch verkraften konnte.
»Und Sie sind sicher, John?«
»Natürlich, Sir.« Er hörte sich noch an, was wir vorhatten und erkundigte sich, ob Streifenwagen das Gelände sicherheitshalber abriegeln sollten.
»Nein, Sir, das wird nicht nötig sein. Soweit sind wir noch nicht. Ich hoffe nur, daß ich ihn dort fangen kann. Wenn nicht, müßte ich in den Tower.«
»Oh, das ist nicht einfach.«
»Sir, ich weiß selbst, daß er in der Nacht verschlossen ist, aber es muß ein Schlupfloch geben. Schließlich kommt der Zombie hinein.«
»Gut. Sicherheitshalber allerdings werde ich mit Cyril Meats telefonieren.«
»Wer ist das denn?«
»Der Schließer des Tower. Mr. Meats trägt die Verantwortung. Ich kenne ihn und bereite ihn so sanft wie möglich darauf vor. Versuchen Sie aber, ihn woanders zu stellen und zu vernichten.«
»Keine Sorge, wir geben unser Bestes.«
»Und sagen Sie mir Bescheid, wenn alles vorbei ist.«
»Gern, Sir.«
Suko hatte mitgehört und grinste. »Begeistert war der Alte nicht. Nun ja, er hängt eben an den Traditionen.«
»Das kannst du laut sagen.«
London ist eine Stadt der Gegensätze. Auf der einen Seite die

prächtigen Bauten der glorreichen Vergangenheit, auf der anderen das moderne London, mit seinen neuen Gebäuden, den Hochhäusern, flach in die Wolken gedrückt, Konstruktionen aus Glas, Stahl und Beton. Seelenlos und oft mit tollen Wohnungen eingerichtet und zudem voll bepackt mit Büroräumen, wobei längst nicht alle wegen der hohen Preise vermietet werden konnten.

Dann gab es *noch* ein London. Die Ghettos. Dort lebten die Chinesen, Schwarzafrikaner, Araber, Moslems, Latinos, Menschen aus der Karibik.

In ihr Viertel fuhren wir. Die älteren Menschen hatten oft nicht einmal die englische Sprache gelernt, sie unterhielten sich nur auf Kreolisch oder Spanisch. Da erinnerte London oft sehr stark an den Schmelztiegel New York.

Weiße und besonders Polizisten waren in den Vierteln nicht sehr gelitten. Ich konnte die Menschen verstehen, die irgendwann durchdrehten, wenn sie ständig ins Abseits geschoben wurden. Nur die wenigsten schafften es, dem Ghetto zu entrinnen, doch auch dann fühlten sie sich nicht voll akzeptiert.

Wir fuhren mit zur Hälfte herabgekurbelten Scheiben, und noch bevor wir das eigentliche Gebiet erreichten, spürten wir schon den Rauch in der Luft.

Er war nicht zu sehen, nur zu riechen. Er kratzte in unseren Nasen.

Suko schaute mich an. »Da wird doch nichts abbrennen«, murmelte er.

»Glaube ich nicht. Dieser Qualm riecht anders.«

»Hoffentlich hast du recht.«

Eine Kreuzung hielt uns auf. Ampellichter leuchteten. Diese Kreuzung teilte die Gegend. Wir mußten nach rechts, um in das Viertel der Lateinamerikaner zu gelangen.

Erst beim zweiten Hinsehen verschwand die Leere der Gegend.

Da sahen wir die Gestalten auf den Gehsteigen, die sich im Schatten der alten Hauswände hielten. Wir hörten auch fremdklingende Musikfetzen aus Kneipen und Bars klingen, manchmal ein Lachen oder einen lauten Ruf, schon fast ein Schrei.

Zwei Mädchen schlichen an unserem Wagen vorbei. Sie waren provozierend angezogen. In ihren bunten Boxershorts und den farbigen Neonhemden wirkten sie wie verkleidet. Hinzu kam die bunte Schminke, die sie älter machte, als sie tatsächlich waren.

Ich kurbelte die Scheibe hoch, bevor sie an unseren Wagen herantreten konnten. Das Zeichen hatten sie verstanden. Eine spie noch gegen den Kotflügel.

Suko hob nur die Schultern. »Damit muß man leben«, sagte er.

Die Ampel sprang um, ich konnte fahren und stieß zusammen mit Suko hinein in eine fremde Welt, die dennoch innerhalb der

Millionenstadt London lag.
Es war die Straße, in der wir auch Nunoz finden würden. Sie hatte ihr normales Äußeres verwandelt – in eine gespenstische Szenerie, die auf mich wie eine Dekoration wirkte.
Auf den Gehsteigen brannten in bestimmten Abständen Feuer.
Man hatte Eisentonnen hingestellt, sie mit brennbarem Material gefüllt und war dabei, ein bestimmtes Pulver in die Feuer zu streuen, so daß die Flammen eine andere Farbe bekamen.
Sechs Feuertonnen zählten wir. Verteilt standen sie auf beiden Gehsteigen.
»Verstehst du das?« fragte Suko mich.
Ich hob die Schultern. »Irgendwie schon. Nunoz war schneller hier als wir. Er wird die anderen Menschen gewarnt haben. Sie sind nun dabei, sich gegen den Zombie oder dessen Zauber zu schützen. Das ist die einzige Möglichkeit, die ich sehe.«
»Kann sein.«
Wir fuhren sehr langsam und wurden beobachtet. Ich konnte die Gesichter nur schwach erkennen, aber ich glaubte, daß man uns hier nicht gerade freudig begrüßen würde.
Hoffentlich ging das gut…
»Ich schätze, daß sie schon wissen, wer wir sind. Die Leute riechen das, John. Die merken, wenn Polizisten kommen.«
»Meinst du?«
»Klar doch.«
»Na denn…« Ich ließ den Wagen weiterrollen. Etwas hatte sich verändert. Da wir im Schrittempo fuhren, konnten einige Fußgänger das Tempo mithalten.
Auf beiden Seiten hatten sie sich zusammengefunden und begleiteten unseren Wagen.
»Wann willst du halten?«
Ich schaute mich um. Zwischen der zweiten und der dritten Feuertonne war noch Platz. Dort ließ ich den Rover ausrollen. Mit den Seiten kratzten die Reifen am Kantstein entlang.
Suko schob sich als erster hinaus, ich folgte langsamer. Als er die Tür zuschlug, stand auch ich am Wagen.
Auf unserer Seite warteten sie. Die Menschen standen da und starrten uns an. Die zweite Gruppe überquerte soeben die Fahrbahn, so daß wir in die Mitte genommen werden konnten.
Jugendliche, Männer und Frauen – es waren fast alle Altersschichten vertreten.
Suko und ich standen mit den Rücken zueinander und schauten in verschiedenen Richtungen. Er schaute zum Gehsteig hin, mein Blick fiel auf die Straße, wo eine Gruppe stand, aus der sich eine Frau löste und zwei Schritte auf mich zukam.

Sie war alt, die Haut sah faltig aus, aber die Augen leuchteten noch voller Kraft.

Ich nickte ihr zu. Gleichzeitig hörte ich auch das Trommeln. Es war gar nicht mal so weit entfernt. Da wußte ich, daß Nunoz dabei war, seine Voodoo-Trommel zu schlagen.

»Was wollt ihr?« fragte sie. Es war still geworden, so daß ein jeder die Stimme der Frau hören konnte.

Ich sagte Sukos und meinen Namen, kam aber nicht dazu, noch etwas hinzuzufügen, denn sie redete schnell weiter.

»Ihr paßt nicht zu uns, verstanden? Ihr gehört nicht hierher. Merkt euch das!«

»Weshalb nicht?«

»Nein, nein«, sagte sie. »Das gefällt mir nicht. Es… ist einfach schlimm. Ihr seid Weiße, ihr seid Menschen, die auf uns herabschauen. Geht wieder, laßt uns allein.«

»Wir müssen bleiben!«

Sie funkelte mich an. »Weshalb? Weil ihr Polizisten seid, die alles besser können?«

»Nicht alles«, erwiderte ich und deutete auf die Feuer. »Aber wir haben uns ebenfalls mit dem Zauber beschäftigt, der euch die großen Sorgen bereitet.«

»Tut er das?«

»Ja, denn es geht um Voodoo und um die Zombies. Oder einen Zombie, genauer gesagt.«

Da war sie still. Auch die übrigen Menschen verharrten in einem entsetzt wirkenden Schweigen. Sie mußten erstaunt sein, daß ich soviel wußte. Nur das leise Fauchen der Flammen hörten wir, selbst Atemgeräusche waren kaum zu vernehmen. Die Geräusche der anderen Straßen drangen nur schwach an unsere Ohren.

»Weißt du nun Bescheid?« fragte ich die alte Frau.

»Ja, natürlich…«

»Laß dich nicht von denen fertigmachen, Luella.«

Die Stimme gehörte einem Mann, und der hatte aus dem Hintergrund gerufen, wo er seinen Platz verließ und sich vordrängelte. Er trug ein T-Shirt und einen Schmuck, der sich aus kleinen Totenschädeln zusammensetzte, die einen Kreis bildeten. Seine Hände waren ebenso mächtig wie die Muskeln. In seinen Augen funkelte die Wut. Er spreizte die Hände.

»Mit ihnen werde ich euch die Hälse umdrehen, wenn ihr nicht verschwindet. Dieses ist kein Ort für Bullen, das ist auch keine Zeit dafür.«

Ich hielt dem Blick stand. »Hören Sie, Mister, wir werden nicht verschwinden. Wir werden unserer Aufgabe nachgehen und mit einem Bekannten sprechen.«

»Hier kennt niemand weiße Polizisten«, sagte Luella.

»Auch Nunoz nicht?« rief ich laut, so daß jeder die Worte hatte hören können.

Die Pranken des Kerls vor mir sanken nach unten. Lauernd starrte er mich an. »Was hast du über Nunoz gesagt?«

»Ich will ihn besuchen, er erwartet uns.«

»Nein!«

»Doch, er erwartet die beiden!« Jemand lief mit hastigen Schritten über die Straße. Ein junges Mädchen, dessen buschiges, schwarzes Haar wehte. »Ich habe es gehört, er hat mit mir darüber gesprochen, wirklich, das müßt ihr glauben.«

»Geh, Conchita geh.« Der Sprecher wollte nach ihr fassen, ich war schneller und zog sie an mich.

»Ruhig, Mister, ganz ruhig. Du kannst hier nur verlieren, wenn du dich aufregst und versuchen solltest, Gewalt anzuwenden. Sie hat nämlich recht, wir sind mit Nunoz verabredet.«

»Ja, mein Großvater erwartet die beiden.«

»Weshalb?« rief Luella. »Was will er mit den Weißen? Wir haben doch genug von ihnen.«

Conchita war anderer Meinung. »Er vertraut ihnen, verdammt! Ja, er hat zu ihnen vollstes Vertrauen. Ich habe mit Großvater darüber gesprochen. Es ist so, wie ich es euch sage. Ihr müßt mir glauben, wirklich. Es gibt keine andere Möglichkeit. Er hat ihnen doch gesagt, daß sie herkommen sollen.« Conchita faßte meine Hand an.

»Kommt mit, ich werde euch zu ihm bringen.«

Alle hatten sie ihre flammende Rede gehört, doch niemand rührte sich. Conchita war es leid. Sie zog mich einfach mit sich. Ich war darauf gefaßt, hart und schnell reagieren zu können, was ich nicht brauchte, denn die Worte waren wohl auf fruchtbaren Boden gefallen. Unsicher und schweigend schufen uns die Leute Platz.

Hinter mir hörte ich Sukos Schritte. Er holte uns ein und blieb an unserer Seite.

Die Menschen gingen auf Nummer Sicher. Sie blieben in unserer Nähe, als wir die Straße überquerten. Gesprochen wurde nicht. Ich hatte das Gefühl, in ein Muster aus Licht und Schatten hineinzuschreiten, das weich über die Fahrbahn glitt und auch an den in der Nähe stehenden Hauswänden hochstrich.

»Weshalb wurden die Feuer entzündet?« fragte ich.

Conchita antwortete, ohne mich anzusehen. »Es sind die Feuer des Lebens, soviel ich weiß. Sie sollen die Seelen der Toten vertreiben, die sich in seinem Bereich aufhalten.«

»Sprechen Sie von dem Zombie?« wollte Suko wissen.

»Ja.«

»Ist er denn schon da?«

Da hob sie die Schultern und bekreuzigte sich hastig. »Nein, noch nicht, glaube ich. Aber mein Großvater ist sicher, daß er in der Nacht erscheinen wird.« Sie kam näher an Suko heran. »Wissen Sie was? Ich habe Angst um ihn. Ich kann einfach nicht glauben, daß er stärker ist als der Untote. Er wird es nicht schaffen.«

»Wir sind da.«

»Können Sie ihn beschützen?« In ihre schönen Augen stahl sich die Furcht. »Schaffen Sie es wirklich, ihn zu beschützen? Wenn ja, wäre ich Ihnen für den Best meines Lebens dankbar.«

Ich mußte lachen. »Das wird noch sehr lange dauern.«

»Wo befindet sich Ihr Großvater?« fragte Suko.

Sie schaute über den Gehsteig, streckte den Arm aus und zeigte nach rechts. »Wir müssen in eine Einfahrt. Dahinter ist ein Hof, dort leben wir in einer Kellerwohnung.«

Sie ging nicht weiter, denn das dumpfe Trommeln hatte plötzlich aufgehört. »Er… er trommelt nicht mehr.«

»Bedeutet das etwas?« fragte ich.

»Hoffentlich nicht.«

Ich schob sie voran. »Conchita, wir müssen weiter.«

Wir hatten es eilig. Conchita rannte neben uns her. Die anderen blieben zurück. Sie sprachen miteinander, doch ich kümmerte mich nicht darum.

Die Einfahrt wirkte im ersten Moment wie ein gefährlicher Schlund. Nach wenigen Schritten hatten sich unsere Augen an das kaum vorhandene Licht gewöhnt, und wir sahen auch am Ende der Einfahrt den Hof. Dort gab es eine Lichtquelle.

Conchita hatte eine kleine Laterne aufgestellt. Nicht weit von ihr entfernt hatte ihr Großvater gesessen.

Jetzt lag er.

Gekrümmt, die Beine angezogen, und eine träge Flüssigkeit breitete sich immer stärker aus. Eine Erklärung brauchte uns niemand zu geben. Wieder einmal war der Zombie schneller gewesen…

***

Bevor ich mich noch bücken konnte, hörte ich Conchitas Schrei. Er war schrill und zuckte als Echo von den Hauswänden zurück. Sie wollte sich auf oder neben ihren Großvater werfen, was Suko verhinderte, indem er sie festhielt.

Ich leuchtete Nunoz an und erkannte sofort, daß ihn der Zombie erwischt hatte. Im Strahl meiner schmalen Leuchte wirkte das Blut kalt wie Eis. Es rann aus verschiedenen Wunden. Mir kam es schon einem Wunder gleich, daß der Mann noch lebte.

»Hol einen Arzt, Suko.«

»Nein, nicht mehr.« Die röchelnde Stimme des alten Mannes hielt uns

zurück. »Ich… ich stehe vor meinem letzten Wort. Nur ein paar Worte noch, nur ein paar Worte.«

»Bitte.«

Ich beugte mich zu ihm nieder, damit ich auch sein Flüstern verstehen konnte. Hinter mir weinte Conchita leise. Der Hof füllte sich allmählich. Alle hatten den Schrei des jungen Mädchens vernommen.

Nunoz berichtete mit einer schwachen, kratzigen und kaum verständlichen Stimme. »Es geht mit mir zu Ende, er hat mich erwischt. Mateo hat überlebt.«

»Du kennst ihn?«

»Ja, er kam vor langer Zeit von der Insel. Er war ein Medizinmann, verstehst du? Ein Voodoo-Priester, der den Zombie-Glauben nach London bringen wollte. Einige haben das gewußt und ihn nicht getötet, sondern in den Tower gesteckt. Hinein in ein Verlies, das wohl kaum jemand kennt.«

»Wann war das?«

»Vor langer Zeit. Mein Großvater hat es erzählt. Er kannte Mateo noch, denn er war sein Cousin. Wir… wir sind seine Verwandten. Wir wußten Bescheid, aber wir wollten nicht, daß er mordete. Ich wollte es nicht. Er hatte sich befreit und mir klargemacht, daß er Rache nehmen würde. Schlimme Rache. Sie haben ihn damals lebendig begraben, ohne um seine Kräfte zu wissen.«

»Was tatest du?«

»Zu wenig tat ich, viel zu wenig. Ich konnte nicht gegen ihn an, aber ich nahm die Trommel und ließ die Warnung hinaus in die Nacht klingen. Ich habe mich nicht getraut, selbst zur Polizei zu gehen, um mich dort auslachen zu lassen. Doch die Trommeln haben es geschafft, verstehst du! Sie haben es erreicht. Es sind gute Klänge gewesen. Ihr seid gekommen, jetzt müßt ihr ihn jagen.«

»Wir versuchen es, Nunoz.«

Er faßte meine Hand an. Seine Finger waren blutverschmiert. Sie hinterließen auch Spuren an mir. »Gebt auf sie acht. Conchita darf nicht auch sterben.«

»Weshalb sollte sie?«

»Mateo weiß, daß ich ihn verraten habe. Er wird alles tun, um sich zu rächen.«

»Du hast ihn gesehen, nicht?«

»Ja, er kam aus dem Dunkeln.«

»Wohin lief er?«

Nunoz verzog das Gesicht, als ein Strom von Schmerzen seinen Körper durchschoß. »Nicht geflüchtet«, flüsterte er, »nein, er ist nicht geflüchtet. Hier in der Nähe…«

»Dann werden wir ihn finden.«

»Sie… sie haben ihn damals in das Verlies gesteckt, aber sie wußten

nicht, wer er war. Jetzt rächt er sich furchtbar, jetzt …« Dem Schwerverletzten versagte die Stimme. Noch einmal riß er die Augen auf und öffnete auch den Mund, als wollte er mit dieser Bewegung Leben zurückholen. Das aber schaffte er nicht mehr. Die Wunde war zu groß, zu tief, zu grausam.

Ich sah es seinen Augen an, daß er nicht mehr lebte. Plötzlich waren sie starr und glanzlos geworden. Sein Geist befand sich in einer anderen Welt.

Ich richtete mich langsam auf und hörte Conchita weinen. Suko mußte sie stützen. Auch andere weinten, und als ich mich umdrehte, schaute ich in Gesichter, die vor Entsetzen maskenhaft wirkten, aus denen jegliches Leben verschwunden war.

»Habt ihr es gehört?« fragte ich. »Habt ihr verstanden, was Nunoz in den letzten Minuten seines Lebens sagte?«

Die meisten schwiegen, einige nickten. Schließlich drängte sich Luella in den Vordergrund. »Ich habe es verstanden«, erklärte sie.

»Und ich weiß auch, was geschehen ist. Er hat mich nicht angelogen, nein, das hat er nicht, denn er sprach noch vor kurzer Zeit mit mir, als ich aus dem Fenster schaute.« Mit dem gekrümmten Zeigefinger wischte sie Tränen aus den Augen. »Er hat euch beiden vertraut. Jetzt zeigt euch dieses Vertrauens auch würdig.«

»Weshalb sprach er mit Ihnen?« erkundigte ich mich.

»Er wußte, daß ich den anderen Freunden Bescheid geben würde. Er hatte nicht die Zeit.«

»Habt ihr erst heute von dem Grauen erfahren, das unterwegs ist?«

»Nicht direkt. Ich ahnte es, als er seine Trommel hervorholte und damit wegging.«

»Danke.« Danach wandte ich mich an die anderen. »Nunoz hat es nicht geschafft, der Zombie war schneller. Er heißt Mateo, ist ein Medizinmann, den man in den Tower gesteckt hat, um ihn lebendig zu begraben. Nur ahnten die Menschen, die das damals taten, nicht, was sie angerichtet hatten. Sie kannten seine Kräfte nicht. Mateo überlebte und ist nun zurückgekehrt. Er wird töten.«

»Uns auch?« rief eine Frau.

»Ich kann es nicht sagen. Zumindest hat er Nunoz als einen Verräter angesehen. Es kann sein, daß er seine Meinung auch auf die Umgebung des Toten überträgt.«

»Dann ist Conchita in Gefahr!« flüsterte Luella.

»Damit müssen wir rechnen. Vielleicht auch Sie, man weiß es nicht. Ich möchte wissen, ob einer von euch die Worte genau verstanden hat, die Nunoz mir sagte?«

Eine positive Antwort bekam ich nicht. Der Schwerverletzte hatte zu leise gesprochen. Aus diesem Grunde wiederholte ich sie in etwa und machte ihnen auch klar, daß Nunoz damit rechnete, daß sich der

Mörder noch in der Nähe aufhalten würde. »So lange wie möglich wird er bleiben, damit müssen Sie alle rechnen.«

Nach meinen Worten entstand eine längere Schweigepause. Ein jeder hing seinen Gedanken nach, die sicherlich nicht positiv waren.

Viele zeigten sich nervös, daran zu erkennen, wie sie ihre Hände und Füße bewegten. Manche zwinkerten auch mit den Augen, als hätten sie große Mühe, die Tränen zurückzuhalten.

Ein junger Mann kam auf mich zu. »Was sollen wir denn tun? Was raten Sie uns?«

»Jedenfalls dürfen Sie sich nicht unnötig in Gefahr begeben. Bleiben Sie am besten in den Wohnungen. Finden Sie sich zu Gruppen zusammen, so kann einer den anderen unterstützen, wenn es nötig sein sollte. Mehr kann ich Ihnen nicht mit auf den Weg geben.«

Sie schauten sich gegenseitig an. Auf manchen Gesichtern wuchs eine zweite Haut. Dann flüsterten sie miteinander und wollten schließlich wissen, was wir vorhatten.

Diesmal gab Suko die Antwort. »Das ist einfach. Wir werden den Zombie jagen.«

»Und ihn töten?« flüsterte Luella. Sie sah so aus, als könnte sie es nicht glauben.

»Ja.«

»Womit?«

»Das überlassen Sie mal uns«, erwiderte mein Freund. »Aber seien Sie versichert, daß wir es schaffen werden.«

Ob sie sich damit zufrieden gaben, war nicht zu erkennen. Jedenfalls redeten sie miteinander und begannen auch, kleine Gruppen zu bilden, wie ich es vorgeschlagen hatte.

Jemand brachte eine Decke, die er über die Leiche legte. Der Mann stand gekrümmt da, schlug ein Kreuzzeichen und sprach ein kurzes Gebet, bevor er zurück zu den anderen ging.

Conchita kam uns vor wie eine Puppe. Sie starrte in den düsteren Hof, hörte dem Rascheln des Papiers zu, das der Wind über den rauhen Boden trieb, und sagte mit einer uns fremd klingenden Stimme. »Ich muß meine Eltern benachrichtigen. Sie arbeiten, sie müssen es wissen…«

»Wo arbeiten sie?«

»Auf dem Airport die Mutter, in einem Kino der Vater.«

»Heathrow?« fragte Suko.

»Ja.«

»Das ist verdammt weit weg, John. Soll ich hinfahren?«

»Nein, auf keinen Fall. Sag den Kollegen Bescheid, daß sie Mrs. Nunoz in Schutzhaft nehmen sollen.«

»Und mein Vater?« stieß Conchita hervor.

»Wo liegt das Kino?«

»Nur ein paar Ecken weiter. Es hat Tag und Nacht geöffnet. Mein Vater sitzt an der Kasse, er arbeitet nur in der Nacht.«

»Dann werde ich ihn holen«, sagte Suko.

»Schutzhaft ist besser.«

»Okay.«

»Was ist mit mir?« Conchita war plötzlich unsicher geworden.

»Auf mich wird er es auch absehen.«

»Keine Sorge, um Sie kümmere ich mich.«

»Ja, ist gut.«

Suko winkte mir noch zu, bevor er verschwand. Er würde alles in die Wege leiten. Den Namen des Kinos hatte ihm Conchita nachgerufen.

Sie faßte mich an. »Was machen wir denn jetzt, Mr. Sinclair?«

»Auf den Killer warten«, erwiderte ich trocken…

***

Das Foyer war leer und schmutzig. Die großen Filme liefen in anderen Kinos. Was in diesem Filmtheater über vierundzwanzig Stunden lief, waren die Billigstreifen. Meist Filme, die von Sex und purer Gewalt lebten. Vier kleine Theater umfaßte der Komplex. Sie gehörten einem Mexikaner, der immer dann besonders gut verdiente, wenn er Filme aus den lateinamerikanischen Heimatländern der Bewohner spielte, denn die Besucher setzten sich fast nur aus den Einwanderern zusammen.

An der Kasse wechselten sich zwei Leute ab. Jeweils zwölf Stunden hockten sie in der Bude, die im Sommer zu heiß und im Winter zu kalt war. Von ihr aus führte noch eine Treppe hoch zu dem Vorführraum, wo die automatischen Kameras liefen.

Der Job taugte nicht viel. Zudem wurde er schlecht bezahlt, aber Anchil Nunoz mußte froh sein, ihn überhaupt bekommen zu haben.

Andere würden noch für weniger arbeiten.

Dumpf starrte er durch die Glasscheibe, gegen die hin und wieder Finger schmierten. Manchmal fragte er sich, weshalb die Streifen überhaupt durchliefen. Nur in den frühen Morgenstunden war für eine halbe Stunde Pause, damit die Räume gereinigt werden konnten.

Ein Pärchen kam noch. So wie die aussahen, suchten sie einen Platz für die nächsten beiden Stunden, wo sie ungestört waren. Den Film würden sie kaum mitbekommen. Sie entschieden sich für einen Softporno und verschwanden hinter der Tür ins Dunkel.

Anchil Nunoz gähnte. Er trug sein schwarzes Haar glatt nach hinten gekämmt. An seinem Ringfinger glänzte eine Platte aus nachgemachtem Gold. Er spürte Hunger und Durst. Sein Essen hatte er bereits vertilgt, und die nächsten Stunden würden verdammt lang werden.

Die beiden Zeitungen wollte er noch lesen, aber sich zuvor die Beine

vertreten. Er verließ das Haus und wanderte im Foyer auf und ab. Dabei war er zu faul, das Papier aufzuheben und es in einen Abfallkorb zu stecken.

Plötzlich aber ging ein Ruck durch seinen Körper. Hinter der Tür hatte er den Umriß eines Mannes gesehen. Er wollte es zunächst nicht glauben und wurde etwas blaß, aber er hatte sich nicht getäuscht.

Jesus di Mendez Saragon kam!

Und wie er in das Foyer stolzierte. Ein weißer Anzug, dunkle Schuhe, herausgeputzt wie ein Dandy und nach Parfüm duftend.

Das Rüschenhemd war weit aufgeknöpft, der schmale Oberlippenbart und die in die Stirn fallende schwarze Locke gaben ihm etwas Verwegenes.

»Na, Anchil? Nicht viel los?«

Nunoz verbeugte sich vor dem Kinobesitzer. »Es geht. Aber besser als in den heißen Tagen.«

»Das will ich auch meinen.« Er starrte seinen Mitarbeiter an. »Du siehst müde aus, Arnigo.«

»Das täuscht.«

»Lüg nicht. Ich kann es verstehen, ich bin auch müde. Ist Geld in der Kasse?«

»Ja.«

»Gut, dann kannst du für eine halbe Stunde gehen und einen Kaffee trinken. Ich übernehme deinen Job.«

»Gracias, Senor, gracias.«

»Ach – hau schon ab.« Jesus di Mendez Saragon kümmerte sich nicht um den Mann, er stolzierte wie ein Pfau auf das Kassenhaus zu und nahm auf dem alten Drehstuhl Platz, dessen Polster verschlissen war. Zuvor legte er ein Taschentuch auf den Sitz, weil er seinen hellen Anzug nicht unbedingt beschmutzen wollte.

Geld war für ihn schon immer wichtig. Er zog die Schublade auf.

Scheine und Hartgeld lagen durcheinander. Es war nicht viel, aber mehr als in den heißen Tagen.

Seine Augen bekamen einen harten Glanz. Sie erinnerten dabei selbst an Geldmünzen, denn für ihn zählte nur der blanke Mammon, was eigentlich schrecklich war.

Mit flinken Fingern zählte er die Summe. Das Foyer blieb leer, kein Besucher lenkte ihn ab. Er dachte zudem nicht an eine Gefahr und auch nicht daran, sich einmal umzudrehen und zur Treppe zu schauen. Wenn da jemand angeschlichen kam, würde er ihn nicht hören, denn die Treppe war stabil, da knarrte nichts.

Zuerst war er nur ein Schatten. Dann aber, als er die ersten Stufen hinter sich gelassen hatte, kristallisierte er sich deutlicher hervor.

Eine unheimliche Gestalt, die nur einen Lendenschurz um den schmutzigen braunen Körper gebunden hatte, deren Haare in die Höhe

standen wie die Zinken eines Kamms. Zwischen den Lippen hatte er einen langen, weißen Knochen.

Blut klebte an seinen Händen. An einigen Stellen war es noch nicht getrocknet und hatte feuchte Bahnen hinterlassen. Die Augen waren weit geöffnet, das Weiße schimmerte. Im Vergleich dazu wirkten die Pupillen wie kleine schwarze Kugeln.

Als er auf den Rücken des Geld zählenden Mannes starrte, zuckte es an seinen Wangen.

Noch leiser als bei den ersten Schritten ging er die Stufen der Treppe hinab.

Der Kinobesitzer war ahnungslos. Die Scheine hatte er jetzt gezählt und sie aufeinandergelegt. Er klemmte sie mit einem Gummiband fest und beschäftigte sich nun mit den Münzen. Ihr Klimpern war für ihn der reinste Glockenklang. Jeden Penny zählte er genau nach und legte die Münzen getrennt zusammen.

Da war tatsächlich einiges zusammengekommen, nicht viel, aber das würde sich ändern. Er sehnte den Regen herbei, da gingen die Leute öfter ins Kino, wo sie herumschmusen konnten und nicht durch mieses Wetter gestört wurden.

Dem Zombie wurde es leicht gemacht. Das Klimpern der Münzen übertönte seine schleifenden Schritte. Mateo blieb hinter dem Mann stehen und wartete noch.

Jesus di Mendez Saragon, der Mann aus Mexiko, brummte zufrieden vor sich hin, als er die Münzen zusammenschaufelte, sie in einen kleinen Ledersack fließen ließ und danach die Kasse schloß, in der sich nur wenig Wechselgeld befand.

Das Schließen der Kasse war für den Zombie gleichzeitig das Signal, noch näher an sein Opfer heranzutreten.

Das hörte der Kinobesitzer!

Er saß plötzlich unbeweglich, wie jemand, der darüber nachdachte, ob er etwas gehört hatte oder nicht. Aber wer konnte das sein?

Sehr langsam hob Saragon den Kopf und bewegte schnüffelnd seine Nasenflügel, denn er hatte einen Geruch wahrgenommen, der ihm überhaupt nicht gefiel.

Es roch nach Fäulnis und Feuchtigkeit, stank beinahe wie in einer alten Gruft.

Dann hörte er das Röcheln.

Vergeblich schaute er gegen die Scheiben, weil er dort erkennen wollte, ob sich die Gestalt darin widerspiegelte.

Der Zombie schlug in dem Augenblick zu, als sich der Kinobesitzer auf seinem Stuhl herumdrehte.

Er hatte den Knochen genommen. Für einen Moment noch bekam Saragon den Anblick des Schrecklichen mit, er nahm das Bild auf, wie ein trockener Schwamm das Wasser.

Dann raste der Knochen zum zweitenmal auf ihn zu. An einer Seite war er geschliffen worden und dementsprechend scharf. Er spürte noch den Schmerz, Blut sickerte in seine Augen. Der Mann fiel bereits zur Seite; er merkte nicht, wie er auf den Boden schlug.

Nun hatte Mateo freie Bahn…

***

Hamburger und Cola hatten ihm geschmeckt. Anchil Nunoz war zufrieden, als er das Schnellrestaurant verließ. Er blieb vor dem erleuchteten Eingang noch einmal stehen, reckte und streckte sich.

Dann strich er durch sein Gesicht und schlenderte nach rechts zu seinem Arbeitsplatz. Große Lust, sich wieder in die Kabine zu hocken, hatte er keine. Sein Chef hätte die restlichen Stunden dort verbringen müssen, um einmal selbst zu erleben, wie Menschen leiden konnten, wenn sie nichts zu tun hatten.

Ein Wetterumschwung lag in der Luft. Nunoz rechnete bald mit den ersten Regenschauern, die von gewaltigen Herbststürmen begleitet wurden.

Da war wieder Kinowetter.

Einen Bekannten traf er noch, der in der Nähe einen Imbiß betrieb und wo man gute mexikanische Pfannkuchen bekam. »Immer noch im Dienst, Anchil?«

»Was willst du machen. Andere haben keine Arbeit.«

»Stimmt. Ich merke es am Geschäft. Wird auch immer weniger. Wann kommst du mal vorbei?«

»Kann ich dir nicht sagen.«

»Sieh mal zu.« Der Mann grinste. »Ich hörte, daß deine Tochter immer hübscher wird.«

Anchil drohte ihm. »Laß ja die Finger von Conchita. Die soll es mal besser haben und nicht in einer stinkenden Pfannkuchenbude herumstehen.«

»Ha, manche wären froh, wenn sie das dürften. Nichts für ungut, Amigo, wir sehen uns.«

Der Mann überquerte die Straße, während Anchil auf der Gehsteigseite blieb.

Beide Hände vergrub er in den Hosentaschen und dachte über seinen Job nach. Schon lange hatte er beschlossen, sich einen anderen zu suchen. Das würde er jetzt in die Tat umsetzen. Lieber im Hafen als Tagelöhner arbeiten, als die Stunden im Kino abzusitzen und oft genug in die Leere des Foyers zu starren.

So manchen Penny hatte er ja nebenbei verdient und Leute ohne Karte in den Film gelassen. Er hatte dann die Hälfte des normalen Preises kassiert und das Geld in die eigene Tasche gesteckt. Wenn das ans Tageslicht kam, würde Saragon durchdrehen. Es gab kaum einen

Menschen auf der Welt, dem Geld mehr bedeutete als ihm.

Schäbig sah das Kino aus, wie die gesamte Gegend. An der Außenfront brannte nur die Hälfte der Lampen. Erst wenn sie alle zerschlagen waren, fand sich Saragon bereit, neues Licht anbringen zu lassen. Die verschmierte Glastür drückte Anchil mit der Schulter auf. Sofort schlug ihm der Mief entgegen, der eigentlich immer zwischen den Wänden des Foyers nistete.

Nunoz' Blick fiel automatisch auf das Kassenhäuschen. Es lag in gerader Linie von der Tür her.

Hinter der Scheibe saß niemand…

Der Mann schluckte. Das konnte Ärger bedeuten. Wenn Saragon seinen Platz verlassen hatte, dann nur aus dem Grund, daß Anchil zu lange Pause gemacht hatte.

Er ging schneller, suchte nach einer Ausrede und riß die schmale Seitentür auf.

Wie vom Blitz getroffen, blieb er stehen. Plötzlich schwankte der Boden unter seinen Füßen, alles drehte sich im Kreis, er hielt sich irgendwo fest, ohne zu wissen, wo es war, und bekreuzigte sich mit der anderen Hand.

Erst nach fast einer halben Minute ging es ihm besser, da sah er, was passiert war.

Jesus di Mendez Saragon lag neben dem Stuhl inmitten einer Blutlache und rührte sich nicht mehr…

***

Suko fand Anchil Nunoz steif auf dem Fleck stehend und bleich wie Wassereis im Gesicht. Als er ihn anstieß, öffnete der Mann seinen Mund und schrie.

Suko mußte ihm ins Gesicht schlagen. Das Schreien hörte auf, und Anchil glotzte den Inspektor an.

»Tot!« röchelte er, »er ist tot.«

»Wer ist tot?« erkundigte sich Suko, denn er hatte einen bestimmten Verdacht.

»Saragon.«

»Nicht Anchil Nunoz?«

»Nein, das bin ich!«

Der Inspektor drängte den Mann zurück. In einer Ecke blieben die beiden stehen. Dort redete Suko auf den zitternden Mann ein und zeigte ihm auch seinen Ausweis, den Nunoz kaum entziffern konnte.

»Ich bin von der Polizei.«

»Aber ich habe ihn nicht getötet.«

»Das weiß ich.«

»Ich war weg, habe gegessen, draußen, er nahm meinen Platz ein. Das stimmt, ich habe Zeugen.« Er redete schnell, in einer Mischung

aus Spanisch und Englisch.
»Das glaube ich Ihnen alles, Meister. Nur sollten Sie dort liegen und nicht der andere.«
Anchil Nunoz begriff nicht sofort. »Wieso ich?«
»Das werde ich Ihnen später erklären. Seien Sie froh, daß sich der Killer geirrt hat. Seien Sie froh.«
»Was habe ich ihm getan?«
»Ich erkläre es Ihnen später. Wo finde ich ein Telefon?«
Nunoz deutete auf das Kassenhäuschen. »Neben dem kleinen Tisch. Es ist in einem Regal versteckt. Aber wen wollen Sie denn anrufen?«
»Bestimmt keinen Verleiher für Zombie-Filme«, erwiderte Suko, bevor er den Mann stehenließ…

***

Nicht nur die Trauer über den Tod des Großvaters bedrückte die junge Conchita, jetzt kam noch die Angst um ihre Eltern hinzu, denn sie wußte genau, daß sie in Gefahr schwebten.
Ich versuchte, sie zu beruhigen. Am Küchentisch saßen wir uns gegenüber. »Meine Kollegen werden Ihre Mutter in Sicherheit bringen, Conchita. Und um Ihren Vater brauchen Sie sich ebenfalls keine Sorgen zu machen, glauben Sie mir.«
»Ich… ich weiß nicht.«
»Doch, wir packen das.«
Sie senkte den Kopf. »Dann kehrt er zurück, wie?«
»Das kann sein.«
Hastig hob sie die Arme. »So etwas sagen Sie mir einfach ins Gesicht, Mister?«
»Ja, ich bin ehrlich zu Ihnen, grundehrlich. Aber ich bin auch bei Ihnen, Conchita.«
»Stimmt, nur sind Sie kein Kinoheld, sondern nur ein schlichter Polizist. Der Zombie ist Ihnen über.«
»Vielleicht auch nicht.«
»Diese Sicherheit, Mister, hätte ich meinem Großvater abgenommen, aber nicht Ihnen. Er hatte Erfahrung, er kannte sich aus mit Voodoo und den lebenden Toten.«
»Ich streite das nicht ab, aber auch mein Freund und ich sind Spezialisten. Hätte sich Ihr Großvater sonst an uns gewandt, Conchita?«
Sie überlegte einen Moment. »Ja, das stimmt.«
»Deshalb könnten Sie ruhig etwas mehr Vertrauen haben.«
Ob sie es hatte, erfuhr ich nicht, denn sie schwieg mich an. Dennoch war sie sehr unruhig. Auf ihrem Stuhl konnte sie nicht sitzenbleiben. Immer wieder drehte sie sich, starrte mal gegen die rechte, dann vor die linke Wand und schaute auch die Decke an.

»Was haben Sie, Conchita.«

»Ich… ich kann es Ihnen nicht genau sagen, aber mir geht das hier alles auf den Wecker. Wenn ich mir vorstelle, daß mein Großvater vor einer Stunde noch gelebt und mit mir hier in der Küche gesessen hat und er jetzt tot im Hof liegt, dann drehe ich durch. Ich kann nicht mehr bleiben.«

»Das verstehe ich. Andere Frage: Wo wollen Sie denn hin?«

Conchita sprang auf. »Nach draußen!« flüsterte sie. »Ich… ich will einfach nach draußen.«

»Und dann?«

»Weiß nicht.« Sie hob die Schultern. »Vielleicht will ich nur andere Luft atmen und bei den…«

»Gehen wir.« Auch ich erhob mich, ließ sie aber nicht allein gehen, sondern stieg vor ihr die Stufen der Treppe hoch. Sehr wachsam war ich. Dieser Zombie konnte aus dem Dunkel erscheinen wie ein schattenhaftes Gespenst und brutal zuschlagen. Bewiesen hatte er es leider schon.

Wir erreichten den Hof, ohne daß etwas geschah. Conchita sah wieder die Umrisse ihres toten Großvaters unter der Decke und fing an zu weinen. Sie hatte sehr an ihm gehangen.

Noch immer brannte die kleine Laterne. Ihr Schein fiel auf die Trommel, die ich an mich nahm. Als Conchita das sah, kam sie zu mir. »Darf ich mal?«

Ich gab sie ihr. »Bitte, aber was wollen Sie damit?«

Sie setzte sich auf den Boden und drückte den Rüden gegen die Hauswand. »Mein Großvater hat oft mit mir gesprochen und mir vieles gezeigt, Mr. Sinclair. Ich kenne auch die Wirkung der Trommel. Ich weiß sogar, wie man sie schlagen muß. Ja, mir ist der Voodoo-Takt nicht unbekannt.«

»Dann wissen Sie mehr als ich.«

»Was ist das schon?« flüsterte sie, »doch ich könnte mein Wissen einsetzen…«

»Sie wollen die Trommel schlagen?«

»Ja, wie es mein Großvater getan hat. Wenn der Mörder die Klänge hört, wird er vielleicht kommen«, stieß sie bissig hervor. »Und dann müssen Sie beweisen, Mr. Sinclair, wie gut Sie wirklich sind und ob Sie nicht nur geblufft haben.«

»Er wird schon kommen.«

»Ich will ihn aber so schnell wie möglich, Mr. Sinclair. Und ich will ihn tot sehen.«

Trauer war in Haß umgeschlagen. Ich konnte Conchita nicht daran hindern, auf die Trommel zu schlagen, denn sie war ein freier Mensch. Ich hielt es nur nicht für ratsam. Wenn Mateo allerdings erschien und ich ihn vernichten konnte, würde ich Conchita Abbitte leisten missen.

Noch einmal schaute sie zu mir hoch. Ihre flaches Hände schwebten bereits über der Trommel. »Ich hoffe nur, daß ich seelisch mit meinem Großvater verwachsen bin und beim Trommeln dasselbe spüre wie er. Denn er hat den Geist des Unheils bemerkt. Er wußte, daß das Böse in seiner Nähe lauerte. Er konnte es spüren. Mateo – seine Grausamkeit und Boshaftigkeit waren überall. Sie haben sich aus seinem Körper gelöst, sie wehten durch Raum und Zeit.«

Während dieser Worte hatte sich auch ihr Gesichtsausdruck verändert. Er kam mir vor, als wäre er nach innen gekehrt, als würde sie in ihrer Seele auch Echos nachlauschen.

Dann bewegte sie die Hände. Zunächst nur langsam. Bei jedem Schlag gab es einen dumpfen Ton, der zudem noch nachhallte und über den kleinen Hof schwang.

Der Rhythmus blieb gleich. Mir kam es vor wie ein Abtasten oder Abhorchen. Das Suchen in einer anderen Sphäre, das Hineinschwingen in die Welt zwischen dem Diesseits und dem Jenseits.

Natürlich war das Trommeln nicht ungehört geblieben. Die ersten Zuschauer erschienen. Sie hatten ihre Wohnungen verlassen, aber nicht alle, und sie trauten sich auch nicht näher, sondern drängten sich am Ende der Einfahrt zusammen.

Das Mädchen ließ sich nicht stören. Unbeirrbar trommelte Conchita weiter.

Ich selbst gehöre nicht zu den sensitiven Menschen. Wenn ich irgendeine Strömung spürte, dann nicht durch die Strömung selbst, sondern nur verstärkt über mein Kreuz.

Hier meldete sich mein Gefühl nicht. Es blieb stumm, und ich mußte mich einzig und allein auf Conchita verlassen.

Das Licht der Laterne spiegelte sich auch auf ihrem Gesicht. Ich konzentrierte mich darauf, um dort etwas ablesen zu können. Es war zumeist so, daß Menschen, die eine Nachricht erfuhren, diese nicht automatisch verbergen konnten. Sie mußten dann einfach reagieren. Sei es nun durch ein Zucken der Augen oder durch ein Bewegen der Wangen.

Bei Conchita tat sich noch nichts.

Sie gab jedoch nicht auf und trommelte weiter.

Diesmal schneller; hektisch hämmerte sie mit ihren schmalen, braunen Händen auf die straffe Bespannung. Dabei bewegte sich auch ihr Oberkörper. Er zuckte manchmal vor, dann wieder zurück, blieb in dieser ständigen Bewegung, bis sie urplötzlich aufhörte.

Die Hände hingen in der Luft, ihre Finger zitterten leicht, dann senkte sie beide Flächen, berührte aber nicht mehr die Trommel.

Kurz davor breitete sie die Arme aus und stemmte ihre Hände neben den Oberschenkeln auf den Erdboden.

Ich ging in die Hocke.

Conchita bemerkte meine Bewegung und drehte den Kopf nach links, um mich anschauen zu können.

Mein Tonfall wurde vertrauter, als ich sie anredete. »Du hast es geschafft?« fragte ich.

Sie schaute in die Düsternis des Hofes, als suchte sie die gegenüberliegende Fassade ab, obwohl sie dort nichts erkennen konnte.

»Ich habe immer zugehört, wie Großvater den Rhythmus schlug. Es ist mir gelungen, ihn ebenfalls zu finden, und ich konnte die Verbindung herstellen. Das Böse ist unterwegs, es… es hat schon wieder getötet. Ein Mensch liegt in seinem Blut, glaube ich.«

»Wer?« Den Namen ihrer Eltern wollte ich nicht aussprechen.

Sie reagierte nicht darauf und flüsterte: »Jetzt ist er wieder weg. Er ging, ja, er verschwand…«

»Und wohin?«

»Das ist schwer. Ich glaube… ich glaube, er wird sich hierher wenden. Vielleicht ist er schon da!« Hastig stand sie auf. Ich hatte den Eindruck, als würde sie im nächsten Moment anfangen zu weinen. Sie strich durch ihr Haar und ging einige Schritte vor.

»Komm mit, Sinclair, komm bitte mit. Allein fürchte ich mich.«

Erst als wir außer Hörweite der anderen Menschen waren, stellte ich eine Frage: »Treibt sich der Killer tatsächlich in dieser Gegend herum, Conchita.«

»Er kam zurück, ich spürte ihn. Der Klang muß ihn angelockt haben, glaube ich.«

»Okay, wo könnte er dann sein?«

»Hast du eine Lampe?«

»Ja, aber…«

»Schalte sie ein, bitte. Noch besser wäre ein Scheinwerfer.«

»Tut mir leid, aber damit kann ich nicht dienen.«

»Dann nimm die Lampe – rasch.«

Ich hielt sie bereits in der Hand. Was Conchita wollte, wußte ich.

Im umgekehrten Verhältnis zur Lampengröße stand die Stärke des Strahls. Das gebündelte Licht riß den hellen Tunnel in die Düsternis.

Nicht überall hinter den Fenstern der Rückfronten war es dunkel.

Einige zeigten sich auch erleuchtet, als wollten sie uns, den unten Stehenden, einen Gruß zuschicken.

In dieser Gegend renovierte keiner. Wenigstens kein Hausbesitzer.

Für die meisten dieser Leute waren die Häuser sowieso nur Spekulationsobjekte. Die nötigsten Reparaturen wurden von den Bewohnern selbst durchgeführt.

Ich ging näher an die Wand heran. Was ich sah, war nicht erbaulich. Abgeblätterter Putz ließ die Fassade so aussehen, als wäre sie genau an den Stellen von Geschwüren bedeckt. Nicht alle Fenster besaßen

Scheiben. Manche Rechtecke waren bis zur Hälfte mit Brettern vernagelt. Ab und zu erschien ein Gesicht, verschwand aber sehr schnell, wenn sich der Lampenstrahl zu stark näherte.

»Gut so?« fragte ich.

Conchita schüttelte den Kopf. »Weiter nach rechts, bitte«, flüsterte sie. »Ich glaube, da kann er sein.«

Ich schwenkte den Arm. Natürlich blieb auch die Fassade, aber es gerieten ebenfalls Feuerleitern in den Bereich meiner Lampe. Rostige Dinger, die keinen vertrauenerweckenden Eindruck machten.

Die Leitern selbst waren durch Plattformen miteinander verbunden. Auch wacklige, rostige Inseln, die das Gewicht eines Menschen kaum auszuhalten schienen.

War er da, war er nicht da?

Meine Spannung wuchs, denn neben mir fing Conchita an, sehr heftig zu atmen. Wahrscheinlich spürte sie eine Veränderung, und ich fragte sie flüsternd: »Gut so?«

»Ja – gleich…«

»Noch weiter nach rechts?«

Sie nickte, wobei ihre Gesichtszüge so angespannt wirkten, als hätte jemand die Haut straff gezogen. Große Augen schimmerten feucht, die Hände hatte sie geballt.

Ich blieb zwar in einer Richtung, gleichzeitig aber bewegte ich den Arm von oben nach unten, so daß ich die Hauswand immer in einer gewissen Höhe mit dem Kegel abtastete.

Dann hörten wir etwas!

Es war kein Krachen, mehr ein knirschendes Geräusch, als würde etwas auseinanderbrechen, das bisher nur vom Rost zusammengehalten worden war.

»Höher!« keuchte das Mädchen.

Sie hätte es mir nicht zu sagen brauchen, der Lichtkegel befand sich bereits auf dem Weg.

Er strahlte gegen eine Plattform, die zwei Leitern soeben noch zusammenhielt.

Auf der Plattform stand der Zombie! Im Maul trug er einen langen, weißen Knochen…

***

Er bot ein Bild des Schreckens. Nicht nur wir sahen ihn. Auch die anderen Zuschauer nahmen ihn wahr. Durch das sehr helle und auch etwas grelle Licht sah er aus, als würde er sogar mit der Wand verwachsen sein.

Trotz der Distanz hatte ich den Eindruck, als würde ich ihn direkt aus der Nähe sehen.

Er trug einen Lendenschurz, ansonsten war er nackt. Im Licht der

Lampe wirkte die Haut wie grauer, schimmlig gewordener Käse. In seinem hochstehenden Haar klebten Dreck und Spinnweben.

Der Knochen war nicht ganz weiß. An bestimmten Stellen in der Mitte und an einer Seite zeigte er dunkle Flecken. Wahrscheinlich eingetrocknetes Blut.

Nicht nur Conchita und ich starrten ihn an. Die übrigen Menschen hatten ihn ebenfalls gesehen, und es wunderte mich, daß niemand wegen des Anblicks schrie.

Ein jeder hielt sich zurück, nur manch scharfes Atmen erreichte unsere Ohren. Die Menschen wußten genau, daß wir dicht vor entscheidenden Augenblicken standen. Alles konnte kippen – oder sich zum Besseren hinwenden.

Mateo wartete ab. Er stand leicht geduckt auf der Plattform und hielt den Schädel so gedreht, daß er hinab in den Hof schaute. Der Knochen in seinem Maul schimmerte gefährlich. Eigentlich stand er dort wie auf dem Präsentierteller.

»Er ist gekommen«, flüsterte Conchita. »Er ist zurückgekehrt. Ich habe mich nicht getäuscht. Der Trommelklang hat es mir gemeldet.«

Sie strich mit beiden Händen durch ihr Gesicht. »Er kam, um mich zu fangen. Ja, ich soll gekillt werden.«

»Das glauben Sie doch selbst nicht, Mädchen«, erklärte ich und sah, wie Conchita auf die Beretta schaute, die ich hervorgeholt hatte.

Sehr langsam hob ich den rechten Arm, weil ich den uns beobachtenden Zombie nicht irritieren wollte.

»Sie… Sie wollen ihn dort herunterholen wie einen Vogel?« fragte Conchita leise.

»Sicher.«

Sie lachte. Es hatte den Anschein, als wollte sie mir in den Arm fallen, doch sie trat zurück und schüttelte den Kopf. »Hören Sie, Mr. Sinclair, den können Sie nicht so ohne weiteres töten.«

»Wer sagt das?«

»Ich!« Sie holte laut Luft. »Das ist nicht möglich. Ich kenne die Regeln. Für einen Zombie braucht man bestimmte Waffen, um ihn vernichten zu können.«

»Das weiß ich, Conchita. Silberkugeln, zum Beispiel…«

»Wollen Sie damit sagen, daß Ihre Waffe mit Silberkugeln geladen ist?«

»Sie haben es erfaßt!«

»Wer sind Sie genau?«

»Später, ich muß mich konzentrieren.« Das stimmte, denn es war gar nicht so einfach, in einer Hand die Lampe und in der anderen die Waffe zu halten. Mein Lampenstrahl erreichte den Zombie längst nicht so stark. Ich wollte zudem nicht weiter auf das Ziel zugehen, da ich Furcht davor hatte, ihn zu warnen.

Es wurde still. Jeder Zuschauer sah mich und den ausgestreckten Pistolenarm.

In diesem Moment bewegte sich der Zombie. Warum, weshalb, wieso und was ihn gewarnt haben könnte, das war mir unbekannt.

Möglicherweise hatte ihm sein Instinkt die Gefahr gemeldet, in der er schwebte. Ich wunderte mich noch über seine geschmeidigen Bewegungen, denn er drehte sich wie ein Tänzer.

Ich krümmte den Finger!

Das fahle Mündungsfeuer verschluckte das Licht der kleinen Lampe. Einen Schrei hörte ich, der Zombie zuckte, er hüpfte plötzlich auf die andere Seite der Plattform. Ich war mir nicht sicher, ob ich getroffen hatte, aber den Druck und den Schwung hielt die angerostete Plattform nicht aus. Das Echo des Abschusses wetterte noch zwischen den Wänden, als wir alle ein anderes Geräusch vernahmen.

Ein heftiges Reißen und Knacken, als die Plattform brach. Gleichzeitig gerieten auch die Feuerwehrleitern in Bewegung. Sie rutschten dem Boden entgegen. Der Zombie bewegte sich zwischen Himmel und Erde, so jedenfalls sah es aus. Fiel er?

Nein, er fiel nicht. Ich hatte den Lampenstrahl gesenkt, er hätte auf dem Hof aufprallen müssen, statt dessen raste das gesamte Gebilde der Feuerleiter in die Tiefe, prallte zunächst hochkant auf, bevor der gesamte Apparat zusammenbrach und zur Seite kippte. Schwerfällig, eingehüllt in Staub und umherfliegende Rostpartikel.

Conchitas geschriene Worte erreichten mich wie der Klang einer Sirene. »Da ist er! Am Fenster! Himmel, er hält sich am Fenster fest! Das ist furchtbar. Er hat es geschafft!«

Mir war klar, daß ich vorbeigeschossen hatte. Der hatte es immer wieder einmal geschafft. Er klammerte sich außen an der Fensterbank fest, eine Hand hatte er sogar noch um die Kante der Bretterverschalung gelegt. Dort zog er sich geschmeidig hoch und tauchte durch die über der Verschalung liegende Öffnung in den Raum hinein.

Die zweite Kugel hätte ich mir sparen können. Sie hämmerte in das Holz, zudem kam ich nicht näher an die Hauswand heran, weil mir die Trümmer der Feuerleiter den Weg versperrten.

Ich war sauer, drehte mich zu Conchita um und schrie sie laut an.

»Wo ist der Eingang?«

»Kommen Sie!«

Sie rannte vor mir her. In unserem Rücken hörten wir das Geschrei der Zuschauer. Um Sie kümmerten wir uns nicht. Conchita trat eine alte Holztür wuchtig auf. Dahinter lag eine stinkende Betonröhre, ein anderer Begriff fiel mir für den Flur nicht ein. Halbblind stolperte ich hinter Conchita her und folgte auch den lauten Rufen über uns. Daß in dem Haus Menschen wohnten, hatte ich mir gedacht, und ich hatte

Angst um sie. Wenn der Zombie sie erwischte, kannte er keine Gnade.

Wir jagten eine Treppe hoch. Das Licht, falls es überhaupt vorhanden war, funktionierte in diesem Haus nicht. In Höhe der zweiten Etage hatte sich der Zombie aufgehalten. Aus dieser Richtung erreichte uns auch der schrille Schrei.

Dunkel war es nicht im Treppenhaus. Das Halbdämmer ließ wenigstens noch einige Umrisse erkennen. Graue Schatten, Staub, hin und wieder einen Lichtreflex, hervorgerufen durch den Schein einer Kerze oder ein Gesicht.

»Weiter, weiter!« kreischte eine Frau. »Das ist oben!«

Als Conchita den letzten Treppenabsatz hochrennen wollte, war ich schneller und riß sie zurück. Sie fiel gegen die Wand, war wie eine Furie, wollte nach mir schlagen.

»Ich gehe!« brüllte ich sie an.

Dann war ich schon weg. Ich hatte mir die Lage des Fensters genau gemerkt. Die Wohnung lag auf der linken Seite, der Eingang war nur mehr ein großes, viereckiges Loch, aus dem die Schreie hervordrangen. Es war keine Frau, die brüllte, sondern ein junger Mann. Er hockte mit blutbeschmiertem Gesicht am Boden und preßte sich mit dem Rücken gegen einen Schrank.

Wie ein Tornado stürmte ich in den Raum, suchte nach dem verdammten Untoten, sah ihn nicht. Dann kümmerte ich mich um den Schreienden. »Wo ist er?«

»Weg, weg! Er hat geschlagen… der Knochen, in mein Gesicht.«

Der junge Mann litt starke Schmerzen. Der Knochen hatte ihm die Haut aufgerissen.

»Wo ist er hingerannt?« Leider hatte ich keine Zeit, den Verletzten zu bedauern.

»Draußen!«

Ich verließ die Wohnung. An der Tür stieß ich mit Conchita zusammen, die keuchend und mit schweißnassem Gesicht vor mir stehenblieb. »Es ist weg!«

»Aufs Dach?«

»Kann sein!«

»Hilfe!« Ein Ruf reichte aus, um mir die neue Richtung anzugeben.

Auf diesem Flur befanden sich mehrere Wohnungen, der Zombie hatte sich also Schlupfwinkel aussuchen können. Und aus einem dieser Löcher war der Schrei geklungen.

Ich rannte hin und hörte das Klirren einer Scheibe. Als ich in der Wohnung eintraf, stand eine Familie mit drei Kindern schreckensstarr auf dem Fleck und stierte gegen das zerstörte Fenster. Es gehörte zu denen, die eine Scheibe gehabt hatten. Das Fenster selbst führte zur Straße hinaus. Jetzt war es nur mehr ein Loch, an dessen Rand noch einige Glassplitter hingen.

Ich rannte hin, beugte mich vor und spürte, wie die Spitze einer Scheibe durch mein Haar glitt, die Kopfhaut glücklicherweise nicht aufriß.

Der Untote war auf der Straße gelandet. Er hatte den Gehsteig übersprungen, und die dort versammelten Menschen spritzten nach allen Seiten hin weg, als wäre eine Bombe eingeschlagen. So ähnlich war es dann auch, denn der Zombie handelte wild und ungezügelt.

Seinen langen Knochen hatte er aus dem Maul gerissen, drehte sich, hielt den rechten Arm ausgestreckt und schlug mit dem Knochen um sich. So verschaffte er sich Luft und die freie Bahn, die er brauchte, um die Flucht fortzusetzen.

Er rannte los.

Ich kam nicht mehr zum Schuß. Der Untote war einfach zu schnell, was mich auch überraschte, denn oft genug hatte ich es mit Zombies zu tun gehabt, die aus einem Grab gestiegen waren und sich schwankend bewegten, als hätten sie sich mit Alkohol vollgepumpt.

Mein Fluch verfolgte ihn, mehr konnte ich nicht tun. Zudem gab es keinen, der ihn aufhielt. Er tauchte in die Dunkelheit ein, und ich drehte mich am Fenster stehend um, wobei ich den Umstand verfluchte, keinen Wagen in der Nähe zu haben, denn damit war Suko verschwunden.

Conchita war gekommen. Zitternd und schweratmend stand sie vor mir. Ihr Blick flackerte.

»Bevor Sie fragen, Conchita, er ist mir entwischt.«

»Ich… ich weiß.«

Die Beretta verschwand. Vor Wut ballte ich die rechte Hand und hörte ihre Frage.

»Was wollen Sie jetzt machen?«

»Mir wird schon etwas einfallen.«

»Das sagen alle Bullen, wenn Sie nicht weiter wissen.«

»Seien Sie nicht so zynisch. Hätte ich einen Wagen gehabt…«, ich hob die Schultern. »Nun ja, lassen wir das. Verkriechen wird er sich nicht, und wenn, dann bekomme ich ihn auch.«

»Wissen Sie denn, wo Sie suchen werden?«

Ich nickte ihr bedächtig zu. »Sie werden lachen, aber ich weiß es wirklich.«

»Und?«

»Er wird im Tower stecken. Ich verspreche Ihnen, daß ich mich noch vor dem Hellwerden dort umschauen werde, und wenn ich die ganze Tower-Besatzung alarmieren muß.«

Mit diesen Worten ließ ich sie stehen und ging rasch die Treppen hinab, verfolgt von den ängstlichen Blicken der Bewohner. Manche Frauen beteten auch laut.

Sie hatten den Besuch des Teufels erlebt, und sein Schrecken hatte sie

wie ein Hauch gestreift.

Als ich über den Hof auf die Einfahrt zuschritt, erschienen an ihrem anderen Ende zwei helle Glotzaugen. An der Form erkannte ich die Scheinwerfer des Rovers.

Suko war gekommen, allerdings nicht allein. Er brachte Anchil Nunoz mit, Conchitas Vater, der völlig durcheinander war und sich verstört umschaute, als er aus dem Wagen stieg.

»Ich habe ihn nicht!«

Suko schaute mich an. »Auch mir ist er durch die Lappen gegangen. Er hat allerdings einen Toten hinterlassen. Eine Verwechslung, eigentlich hatte er Mr. Nunoz killen wollen.«

»Aber das ist…«

»Vater!« Conchitas Schrei hallte durch die Einfahrt. Dann lagen sich Tochter und Vater in den Armen. Uns tat es verdammt gut, nach all den Schrecken, etwas Positives zu erleben.

Mit wenigen Sätzen hatte Suko mir von seinen Erlebnissen berichtet und mußte sich meinen Kommentar anhören. »Dieser Untote hält uns zum Narren. Der ist verrückt, wahnsinnig, der kommt mir schlimmer vor als eine Armee von Zombies.« Ich schlug mir gegen die Stirn. »Wenn ich überlege, gegen was wir schon alles gekämpft haben… Vergleiche ich das mit diesem Fall hier, dann ist er eigentlich lächerlich.«

»Stimmt. Nur hat Mateo einen Vorteil. Er ist allein, er kann sich verstecken, und er wird sich verstecken.«

Mein Zeigefinger zielte wie die Spitze eines Messers auf Sukos Brust. »Ja, Partner, er wird sich verstecken, aber wir werden ihn da rausholen. Das schwöre ich dir.«

»Wo willst du suchen?« fragte Suko.

»Im Tower?«

»Ja, wo sonst? Wo kann sich ein Zombie verstecken, wenn nicht dort zwischen den dicken Mauern? Da ist er schließlich hergekommen, und dort hat er seine Möglichkeiten. Er hat Zeit genug gefunden, jeden Flecken zu durchsuchen.«

»Stimmt.« Suko lächelte plötzlich. »Nur ist der Tower leider in der Nacht geschlossen. Du kennst die Tradition, das brauche ich dir nicht zu sagen.«

»Dann werden wir eben dafür sorgen, daß er geöffnet wird. Ansonsten klettern wir über die Mauer.«

»Viel Spaß.«

Ich hatte schon die Tür des Wagens aufgezogen und schnappte nach dem Telefonhörer. Klar, Mitternacht war längst vorüber, aber das störte mich nicht. Ein Mann wie Sir James war zu jeder Tages-und Nachtzeit zu erreichen. Im Club versuchte ich es erst gar nicht, sondern rief direkt bei ihm zu Hause an.

Er hob schnell ab. Auch um diese Zeit klang seine Stimme frisch.

Bei ihm konnte ich mir vorstellen, daß er sich in seinem Anzug ins Bett gelegt hatte, nur um parat zu sein.

Ich hatte die Tür geschlossen, weil niemand etwas von unserem Gespräch mitbekommen sollte. Sir James zeigte sich natürlich enttäuscht, daß der Zombie entwischt und dabei noch zum zweifachen Mörder geworden war. »Aber wir werden ihn kriegen, Sir«, sagte ich wütend, »das schwöre ich Ihnen.«

»Dann beeilen Sie sich.«

»Wir müssen in den Tower, Sir.«

Schweigen. Eine Weile, dann ein Räuspern. »Mitten in der Nacht.«

»So ist es.«

Der Superintendent war spektakuläre Entscheidungen unsererseits gewohnt. Er kam bei seinen Fragen sofort zur Sache. »Wie wollen Sie hinein. Offiziell?«

»Wenn möglich, ja. Das müßten Sie vielleicht arrangieren. Wenn nicht, klettern wir über die Mauer.«

»Ich werde versuchen, Cyril Meat zu erreichen. Das ist der Obertürschließer.«

»Kann ich warten?«

»Sicher, ich rufe Sie zurück.«

Suko hatte mich von draußen beobachtet. Als ich überlegte, zog er den Wagenschlag auf. »Na, was sagt der Alte?«

»Er ruft zurück, wir sollen warten.«

»Will er den offiziellen Weg nehmen?«

»Klar.«

Suko atmete tief durch. »Ich habe übrigens die Mordkommission alarmiert. Sie kümmern sich um den toten Kinobesitzer. Anschlie ßend kommen Sie her, um Nunoz abzuholen.«

»Das war gut.« Ich fühlte mich plötzlich schlapp. Die Aufregungen der vergangenen Stunden gingen an einem Menschen aus Fleisch und Blut eben nicht spurlos vorüber.

Conchita kam und brachte Kaffee. »Sie sind ein Schatz«, sagte ich, als ich den dampfenden Becher entgegennahm. Ich trank ihn heiß und schwarz, und er machte mich wieder fit.

Auch Suko trank, während Conchita bei uns stand und nach unseren Plänen fragte.

»Es bleibt dabei«, erklärte ich, »wir werden ihn stellen, und zwar noch in dieser Nacht.«

»Im Tower?«

»Ja.«

Den letzten Schluck hatte ich gerade getrunken, als sich das Autotelefon meldete. Sir James hatte tatsächlich so reagiert, wie wir es von ihm gewohnt waren. Schnell und unbürokratisch.

»Sie haben Glück, John.«
»Heißt das, wir können hinein?«
»Ja. Cyril Meat wird Sie am Eingang zum Middle Tower erwarten. Das ist direkt an der Südwestspitze. Er hat nur darum gebeten, daß es völlig unter uns bleibt. Einen Skandal will sich keiner leisten.«
»Geht klar, Sir.«
»Ich werde nicht da sein, warte aber Ihre Erfolgsmeldung ab. Einen Zombie zu erwischen, wird doch für Sie beide eine leichte Übung sein, oder nicht?«
»Sollte man annehmen«, erwiderte ich, »obwohl ich mir da nicht so sicher bin. Manchmal steckt der Teufel im Detail.«
»Dann treiben Sie ihn aus.«
»Wir werden es versuchen, Sir.«
Suko war schon eingestiegen. Er rieb seine Handflächen gegeneinander. »Jetzt geht es dem Zombie an die Wäsche«, versprach er.
»Der hat mich lange genug hingehalten.«
»Und von mir sprichst du nicht?« Ich ließ den Motor an und rangierte den Rover rückwärts aus der Einfahrt.
»Dich schließe ich mit ein.« Dann hob er den Arm und winkte Conchita zu, die im Licht der beiden Scheinwerfer stand und ebenfalls den Arm erhoben hatte…

***

Am Abend erlebt der Tower of London noch einmal ein großes Touristenspektakel, und zwar dann, wenn die Schlüsselzeremonie beginnt. Da brauchen sie nämlich keinen Eintritt zu zahlen. Allerdings ist die Besucherzahl auf siebzig pro Abend begrenzt, und der Beefeater am Eingangstor läßt auch nur diejenigen herein, die sich zuvor mit einem frankierten Rückumschlag eine Eintrittskarte beim zuständigen »Governor« im Tower besorgt haben.
Jeden Abend stellt der Beefeater, der den Besuchern den Ablauf der Schlüsselzeremonie erklärt, die Standardfrage, wie sie nach dem Abschließen der Tore wieder aus dem Tower herauskommen wollen? Die Antwort ist schnell gefunden. In den Toren befinden sich kleine Schlupftüren, die bis Mitternacht geöffnet bleiben. Danach werden auch sie abgeschlossen, das Licht verlöscht dann, bis auf eine Notbeleuchtung und die königliche Mitteilung wird abgegeben.
»Ist der Tower Ihrer Majestät verschlossen und gesichert – und alles ist gut.«
Soviel zur Tradition, die mir auf der Fahrt einfiel. Zwei- oder dreimal in meinem Leben hatte ich den Vorgang erlebt. Zum erstenmal als Kind, da hatte mich mein Vater mitgenommen.
»Einen großen Vorsprung kann er nicht haben«, meinte Suko. »Mit

dem Wagen sind wir immer schneller.«
»Wenn er keine Abkürzungen kennt.«
»Das ist möglich.«
Wir schwiegen, hingen unseren Gedanken nach und waren wieder hellwach geworden. Auch ich merkte diesen Zustand der Erwartung. Ich befand mich in einer ungewöhnlichen Lage, als würde ich auf einem Hochseil tanzen, das leicht vibrierte und seine Schwingungen an mich weitergab.
Wir fuhren an der Themse entlang, die sich als dunkler Strom links von uns in Richtung Meer wälzte. Schon bald sahen wir die mächtigen, düsteren Mauern, die selbst bei herrlichem Sonnenlicht manchen Menschen Angst einflößten, besonders dann, wenn sie daran dachten, was hinter den Mauern schon Grausames geschehen war.
Daß irgendwelche Menschen damals Mateo, einen Voodoo-Medizinmann im Tower eingesperrt hatten, gehörte nicht zum offiziellen Programmheft. Es waren die Dinge, über die man lieber nicht sprach, falls überhaupt noch jemand davon wußte.
Selbst Cyril Meat war überrascht worden, wie Sir James mir erklärt hatte.
»Wo steht denn der gute Schlüsselmeister?« fragte Suko.
»Das ist er nicht.«
»Wieso?«
»Den gab's in Ghostbusters.«
Suko lachte. »Stimmt. Übrigens, wir wollten uns noch den zweiten Teil anschauen.«
»Klar, morgen.«
»Oder auch nicht.«
»Da ist er.« Ich hatte die Gestalt gesehen, die im Scheinwerferlicht erschien. Der Mann mußte auch uns heranfahren gesehen haben, er stand im hellen Fernlicht und winkte mit beiden Armen. Wir hielten dicht vor ihm. Sogar die Mauern des Tower wurden schon angestrahlt und auch das Tor.
Cyril Meat war ein Mensch um die Fünfzig. Hochgewachsen, irgendwo auch steif, mit geschwungenen dunklen Augenbrauen und einer langen, leicht gekrümmten Nase, die über seinen schmalen Lippen endete. Das Haar trug er korrekt gescheitelt. Sogar um diese Zeit roch er nach Rasierwasser. Ein Mensch, der Traditionen liebte, sich immer in der Gewalt hatte, aber jetzt Unsicherheit zeigte.
»Sie sehen mich überrascht und bestürzt, Gentlemen«, verkündete er uns. »Mit solchen Vorfällen habe ich niemals gerechnet. Es ist mir auch jetzt unbegreiflich, daß sich so ein… ein …«, er rang nach Worten, bis er die richtigen fand. »Ein Wesen bei uns versteckt hält. Das will nicht in meinen Kopf.«
»Auch wenn eine Welt für Sie zusammenbricht, Mr. Meat«, sagte

Suko. »Es ist aber so.«
»Ja, Sir James sagte es mir.«
»Haben Sie die Schlüssel?« erkundigte ich mich.
Cyril Meat schaute mich vorwurfsvoll an. »Wo denken Sie hin, Mr. Sinclair. Selbstverständlich habe ich sie mitgebracht.«
»Richtig.« Ich legte ihm die Hand auf die Schulter. »Kommen Sie, Mr. Meat, bringen wir es hinter uns.«
»Ich kann es trotzdem nicht begreifen.«
»Sie werden sich daran gewöhnen.«
»Nie!« rief Meat fast theatralisch. »Das kommt bei mir nicht vor. Ich bewache den Tower…«
»Nicht gut genug«, sagte ich grinsend, »sonst wäre es keinem Zombie gelungen, sich einzuschleichen.«
»Nun ja, wir können nicht überall sein. Außerdem habe ich ihn noch nicht gesehen.«
»Das werden Sie schon früh genug. Andererseits wünsche ich Ihnen nicht, ihm gegenüberzustehen.«
Wir waren am Middle Tower stehengeblieben. Zwei mächtige Rundtürme rahmten das große Tor ein. Mr. Meat klimperte mit den Schlüsseln. Hier wurde wirklich noch geschlossen, für Einbrecher waren die Schlösser kein Hindernis, allerdings an die Kronjuwelen kamen sie nicht heran. Die waren gesichert wie selten etwas auf der Welt.
Cyril Meat brauchte nicht das große Tor aufzuschließen, eines der Schlupflöcher reichte aus, durch das wir uns drängten, um dann im Außenhof zu stehen, auf einem höher gelegenen Weg, der abermals zu einem Doppelturm führte. Er bildete das südliche Ende einer sehr langen und mächtigen Wehrmauer.
Die eigentlichen Bauten lagen hinter der Mauer, im mächtigen Hof, dessen Mittelpunkt der White Tower bildete, ein kantiges, viereckiges Bauwerk mit vier Türmen an den Seiten, deren Dächer aussahen wie Zwiebeln.
Angestrahlt wurde er um diese Zeit nicht. Das wenige Licht verteilte sich auf bestimmten Stellen, und durch ein weiteres Schlupfloch gerieten wir in den inneren Kreis.
Hier blieb Cyril Meat stehen, den Blick ehrfurchtsvoll gegen den White Tower gerichtet, in dem sich auch die Kronjuwelen befanden.
»Sie wollen doch nicht etwa dort hinein?«
»Bestimmt nicht.«
»Wohin dann, Mr. Sinclair?«
Eine gute Frage, und ich überlegte angestrengt. »Wo könnte sich jemand Jahre über verborgen gehalten haben, auch verborgen vor Ihnen.«
Meat verzog das Gesicht. Da hatte ich bei ihm wohl einen wunden

Punkt erwischt. »So genau kann ich Ihnen das auch nicht sagen. Ich kenne mich gut aus, das stimmt, aber…«

Suko fragte zwischen. »Wie wäre es denn mit dem Bloody Tower, dem Blutturm. Wenn ich richtig informiert bin, sind dort zahlreiche Menschen durch grausame Folter ums Leben gekommen.«

»Das… das stimmt.«

»Sie sind nervös?« fragte ich.

»Klar!« rief er, »klar. Überlegen Sie mal, der Bloody Tower kann besichtigt werden. Wenn ich daran denke, daß sich dort ein Killer die Jahre über versteckt gehalten hat…« Er schüttelte sich und bekam eine Gänsehaut.

»Noch steht es nicht fest.«

»Es ist schon so schlimm genug, daß derartige Dinge überhaupt passieren könnten.«

Ich kam wieder zur Sache. »Gut, dann wollen wir uns den Bloody Tower mal anschauen.«

Der Bloody Tower bildete einen Teil der inneren Festungsanlage.

Es war ein viereckiger, mächtiger Turm, ein regelrechtes Bollwerk innerhalb der Mauer, und er war vor langer Zeit von Heinrich VIII als Staatsgefängnis eingerichtet worden.

In dieser Zeit waren furchtbare Dinge geschehen, über Einzelheiten schwieg man sich besser aus.

Wir hatten Cyril Meat zwischen uns genommen. »Und Sie besitzen auch zu diesem Turm den Schlüssel?«

»Natürlich, Mr. Sinclair. Welch eine Frage!«

»Sorry, aber ich wollte nur sichergehen.«

Es war schon komisch, durch das Gelände zu schreiten, das gewaltige Ausmaße besaß. Wir waren die einzigen Menschen auf diesem Gelände.

Der Weg, den wir nahmen, hieß Water Lane. Er führte praktisch parallel zur Themse entlang, nur eben geschützt durch die mächtigen Mauern. Unsere Schritte warfen Echos. Es war kühl geworden.

Mr. Meat trug einen dunklen Mantel, den er eng um seinen Körper geschlungen hatte.

Dann hatten wir das Ziel erreicht.

Ich legte den Kopf in den Nacken, um an der Südwand des Turms hochschauen zu können.

Nur wenige Fensteröffnungen durchbrachen das Mauerwerk. Und wenn, dann lagen sie ziemlich hoch. Auf dem Dach befand sich ein Wehrgang. Zwischen den kantigen Steinen des Wehrgangs befanden sich genügend große Verteidigungslücken. Das Licht unserer Lampen würde nicht bis dort oben hinreichen, deshalb ließen wir sie stecken.

»Haben Sie etwas gesehen?« flüsterte Mr. Meat.

»Nein, nichts.« Ich hob die Schultern. »Wenn, dann wird sich der

Zombie im Innern aufhalten.«
Meat bewegte unruhig die Schultern. »Dann… dann werde ich Ihnen mal öffnen.«
»Tun Sie das.«
Wir tauchten durch das breite Tor und wurden von einer dichten Finsternis verschluckt. Cyril Meat hatte eine Lampe mitgenommen, die sehr lichtstark war.
»Sind die Türen oder Tore innen auch noch verschlossen?« erkundigte sich Suko.
»Nein.«
»Das ist gut, Mr. Meat, dann könnten Sie hier zurückbleiben.«
»Warum?«
»Weil wir nicht dafür garantieren können, daß der Zombie nicht durchdreht.«
Und Suko fügte hinzu. »Sie sollen auch noch in den folgenden Jahren, die Tore und Türen auf- und zuschließen können.«
»Soll ich dann hier warten?«
»Das bleibt Ihnen überlassen. Ihre Aufgabe ist eigentlich durch das Aufschließen beendet.«
Er schaute mich an. »Wie Sie wollen, Mr. Sinclair. Diesmal haben Sie hier das Sagen.«
»Bis später dann.«
»Aber es war abgeschlossen«, sagte er noch. »Der… der Eindringling« – das Wort Zombie wollte ihm nicht über die Lippen – »muß einen anderen Weg gefunden haben.«
»Davon sind wir ausgegangen.«
»Und wenn er nun nicht im Bloody Tower steckt?«
»Dann sehe ich schwarz.«
»Werden Sie den gesamten Tower durchsuchen?«
Ich hob die Schultern. »Etwas anderes bleibt uns wohl nicht übrig. Aber bitte, Mr. Meat, gehen Sie. Am besten setzen Sie sich in Ihren Wagen. Dort sind Sie sicher.«
»Ja, natürlich.« Er ging, später hörten wir ihn rennen, als säße ihm jemand im Nacken.
Suko nickte mir zu, als er seine Lampe hervorholte. »Dann wollen wir mal, Alter…«
»Und ob.«
»Wer geht vor?«
»Du natürlich«, erwiderte ich grinsend.

***

Kann man Folter, Tod und Grauen riechen? Mit den Sinnen aufnehmen und dann weiter darüber nachdenken?
Eigentlich nicht, das jedenfalls ist meine Ansicht, aber der mächtige

Bloody Tower mit seiner grauenhaften Geschichte kam mir so vor, als wären all diese schrecklichen Dinge vorhanden und hielten sich nur versteckt.

Etwas moderner war der Tower geworden. Hatten früher Fackeln oder brennende Kerzen einem Besucher den Weg geleuchtet, so waren die Bauten nun mit elektrischem Licht versehen worden.

Im Schein der Lampen entdeckten wir mehrere Schalter. Suko ging hin, legte den ersten um, dann den zweiten, und als sich beim dritten noch immer nichts tat, wußten wir Bescheid.

In diesem Turm funktionierte der Strom nicht.

Er kam wieder zurück. Seine Tritte hinterließen Echos auf dem Steinboden. »Zufall oder Absicht?« fragte er.

»Ich würde eher auf Absicht tippen. Der Zombie scheint genau gewußt zu haben, was er wollte. Vielleicht rechnete er auch damit, daß wir ihn verfolgen würden.«

»Dann will er eine Entscheidung.«

»Sieht so aus.«

»Okay, packen wir's.«

Das war leichter gesagt als getan. Bei der Größe dieses Turms konnten wir uns nach oben wenden, genausogut in die Tiefe gehen, wofür ich plädierte.

»Von Trennung hältst du nichts?«

Ich schüttelte den Kopf. »Laß uns mal zusammenbleiben. Dann sind wir zu zweit, sollte er durchdrehen.«

»Wo ist die Treppe?«

Wir sprachen nur flüsternd miteinander. Dennoch hörten sich unsere Stimmen ziemlich laut an, weil der Raum kahl war.

Es gab auch keine Kordeln, die irgend etwas abgetrennt hätten, die Besucher wurden direkt weitergeführt, und wir brauchten eigentlich nur ihren Spuren zu folgen, die Tausende von Schuhen auf dem Boden hinterlassen hatten, um an eine breite Treppe zu gelangen, die uns in die Tiefe des Turms und damit an die Verliese führte.

Von unten her gähnte uns die Finsternis entgegen, zugleich auch ein tiefes Schweigen, so intensiv, daß sich eine Gänsehaut über meinen Rücken stahl.

Wir ließen die Lichtkegel der Lampen über die Stufen gleiten, um nach Spuren zu suchen, die der Zombie hinterlassen haben konnte.

Nichts war zu sehen. An der rechten Seite befand sich ein Geländer, auf dessen Handlauf stützten wir uns ab. Wir gelangten bis zum ersten Absatz und nahmen die nächste Treppe, die uns noch tiefer in die schaurigen Gewölbe führte.

Manche Steine der Mauer sahen dunkel aus, als hätte jemand etwas dagegen geschmiert. Auch hatten Scherzbolde Namen oder Sprüche in das Gestein geritzt, was uns nicht weiter störte, denn das Licht der

Lampen fiel in die erste Folterkammer, die früher mal eine Tür gehabt haben mußte.

Und dort sahen wir auch die Geräte…

Das waren schon Dinger, die einem Menschen Angst einflößen konnten. Die Streckbank sah aus wie neu. Mir schien sie sogar frisch geölt zu sein. Man wollte den Besuchern ja etwas bieten.

Särge, Ketten, Daumenschrauben, eine Feuerstelle, über der noch ein großer Kessel hing und in dem mehr als eine Person hineinpaßte, rundeten das Bild ab.

Die Lichtlanzen glitten über feuchtes Gestein, tasteten die Decke ab und berührten auch kleine Tafeln, wo Erklärungen standen, die nicht jedermanns Geschmack waren, denn hier hatte jemand aufgeschrieben, wie die Menschen damals ums Leben gekommen waren.

Neben der Streckbank blieb ich stehen. Sie war tatsächlich überholt worden; ich roch noch das Öl.

Suko war weitergegangen. Er hatte sich bücken müssen, als er durch den niedrigen Durchlaß ging. Ich sah einen Lichtschein durch einen Raum tanzen, der mehr einer Höhle glich.

»Ist was?« fragte ich.

»Ja und nein.«

»Was denn?« Ich zog den Kopf ein und ging zu ihm.

»Schau dir das an, John!« Suko leuchtete einen Hauklotz an, der vor einer alten Steinwand stand. Ein großes, viereckiges Stück Holz mit einer breiten Kerbe in der Mitte, die so groß und tief war, daß ein Hals hineinpaßte.

»Ein Richtklotz ist das.«

»Stimmt.«

»Den haben wir hier erwarten müssen.«

»Richtig«, sagte Suko. »Aber komischerweise vermisse ich das Beil oder die Richtaxt.«

Ich verdrehte die Augen. »Hätte die Axt denn hier unbedingt stehen müssen?«

»Ja, aus zwei Gründen.« Suko leuchtete höher und ein kleines Schild an. Dort stand die Erklärung. Er las vor. »Die Axt, die in der Tudor-Periode benutzt wurde und mit der auch Anne Boleyn hingerichtet wurde.«

»Stimmt, Suko. Und der zweite Grund?«

Er leuchtete wieder tiefer. Der Lichtkegel zielte gegen einen Fleck am Boden, der sich wie eine Insel aus der übrigen leicht staubigen Umgebung hervorhob. Suko hatte zudem die trennende Kordel zur Seite gelegt, die sonst die Zuschauer davon abhalten sollte, die Gegenstände zu berühren.

»Da hat sie gestanden, John.«

»Und jetzt ist sie weg!«

»Richtig.«

Ich schaute ihn an. »Es gibt nur einen Grund. Unser Freund, der Zombie, hat sie geholt.«

»Das denke ich auch, John.«

»Und wo steckt er jetzt?«

»Such es dir aus, Alter. Jedenfalls werden wir höllisch auf der Hut sein müssen. Er hat zumindest zwei Waffen. Einmal den verdammten Knochen und die Axt.«

Ich leuchtete das Verließ ab. Sogar noch die Eisenkörbe waren ausgestellt, in die die Schädel hineinrollten, wenn sie abgeschlagen worden waren.

»Er kann überall lauern«, sagte Suko. »Wir werden noch tiefer in den Turm und…«

Er verstummte, denn er hatte vom Ende der Treppe her ein Geräusch gehört, das selbst mir nicht entgangen war.

Wie ein Blitz war Suko aus dem Verlies. Ich lief hinter ihm her und hätte mir fast noch den Kopf gestoßen.

Dann hörten wir den Ruf. Ich muß ehrlich sagen, er war ein Idiot, er hätte verschwinden sollen, aber war uns nachgekommen und hatte den Zombie entdeckt.

»Da ist er… nein … o Gott …!«

Schreie, die Cyril Meat in höchster Todesangst ausstieß.

Wir waren auf die breite Treppe zugerannt, leuchteten die Stufen hoch und sahen an ihrem Ende ein zuckendes, gespenstisches Bild, wie zwei sich heftig bewegende Schattenrisse.

Der Zombie war da, und er hatte tatsächlich die Axt. Die Decke war hoch genug, so konnte er die Axt über den Kopf schwingen.

Wir schossen zugleich.

Ob wir getroffen hatten, war nicht zu sehen, denn Cyril Meat warf sich zurück.

Und dort genau begann die Treppe. Er verfehlte die erste Stufe, kam auf der zweiten auf, warf die Arme hoch, und sein Mantel breitete sich aus wie die Flügel einer Fledermaus, als er rücklings die Stufen hinabsegelte.

Eine Verletzung war bei Cyril Meat nicht zu erkennen. Aber der Zombie hatte die Axt nach unten gedroschen.

Meat tickte auf wie ein Ball, als er uns entgegenrollte. Dabei schlug er mit den Armen um sich, und seine Beine hämmerten ständig gegen die Kanten.

Mateo war verschwunden; wir mußten uns um den Mann kümmern. Bei einem derartigen Sturz konnte sich ein Ungeübter leicht das Genick brechen. Meat war alles, nur kein Stuntman.

Er rollte uns vor die Füße, das heißt, wir stoppten ihn und beugten

uns gemeinsam zu ihm herab.

Cyril Meat war nicht tot, nur so ungemein bleich im Gesicht. Aus seiner Nase rann Blut. Die Augen wirkten wie glasige Knöpfe, die jemand in die Höhlen hineingedrückt hatte. Schweißbedeckt seine Stirn. »Ich… ich kann mich nicht mehr bewegen!« stieß er mühsam hervor.

»Okay, Mr. Meat«, flüsterte ich scharf. »Wir kommen gleich wieder. Bleiben Sie um Himmels willen still liegen.«

»Ja, ja…«

Ich machte ihm keinen Vorwurf, daß er nicht verschwunden war.

Es hatte keinen Sinn. Typen wie er besaßen eben ihren eigenen Kopf, und nicht einmal über Traditionen konnten sie sich hinwegsetzen.

Sie sahen im Tower ihr Eigentum, das beschützt werden mußte.

Irrsinnig, aber eben nicht zu ändern.

Ich folgte Suko, der schon hochgelaufen war, und fand ihn am Treppenende mit der gezogenen Beretta.

»Er ist nicht da, John. Wir müssen den verdammten Zombie beide verfehlt haben.«

»Mal wieder.«

»Melde uns schon beim nächsten Schießkursus an.«

Wir leuchteten den Absatz gemeinsam aus. Zwar fanden wir zwei deformierte Silbergeschosse, aber keinen Zombie. Der war die Treppe nach oben gestiegen.

Ob er dort auf uns wartete?

Wenn ja, zu hören war er jedenfalls nicht. Wir nahmen den gleichen Weg, schritten rechts und links auf den Stufen und hielten uns dabei ziemlich dicht an der Wand.

Im ersten Raum blieben wir stehen. Unser Licht strahlte in jede Ecke, keine Spur von ihm.

Aber die Tür nach draußen stand offen. Durch sie konnte er ebenfalls geflüchtet sein.

Beide schauten wir uns an. Das hatte uns noch gefehlt, den Untoten durch den Tower zu hetzen.

Ohne daß einer von uns etwas gesagt hatte, meinte Suko: »Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig.«

»Leider.«

Mir war auch nicht wohl bei der Suche, denn wir mußten den verletzten Cyril Meat zurücklassen. Nebelschwaden zogen durch den Tower, nahmen uns einen Teil der Sicht, was dem Zombie wieder zugute kam.

Diese Jagd gestaltete sich allmählich zu einem tödlichen Versteckspiel, das mir überhaupt nicht in den Kram paßte. Viel mächtigere und stärkere Feinde hatten wir gestellt und auch aus der Welt geschafft, doch dieser Untote hielt uns zum Narren.

Der Nebel waberte zwischen den Mauern. Es sah so aus, als hätte er sich an dem alten Gestein festgekrallt und war so dicht, daß er sich kaum bewegte, wenn einmal ein Windstoß in die Wolken hineinfuhr.

Eine bessere Deckung konnte es für den Zombie nicht geben. Auch schluckte der Nebel einen Teil des Schalls. Wenn der Untote auf uns zukam, würden wir ihn erst im letzten Augenblick hören.

»Was tun, sprach Zeus«, murmelte Suko. »Sollen wir uns nicht doch trennen?«

»Dann müßte einer von uns zumindest hier am Eingang bleiben.«

»Sicher.«

Da hörten wir das Trommeln. Zunächst wollte es keiner von uns glauben, als wir die dumpfen, drohenden Laute vernahmen, die über Wehrmauern schwebten und auch in die gewaltigen Höfe des Towers eindrangen.

»Voodoo!« flüsterte Suko. »Und wer?«

»Ich weiß Bescheid.« Mein Lachen klang bitter. »Dieses verrückte Weib, dieses…«

»Conchita?«

»Ja, verdammt. Sie hat an ihrem Großvater gehangen. Schon einmal hat sie getrommelt und den Zombie gewissermaßen aufgespürt. Sie will, so scheint mir, das Erbe ihres Großvaters weiterführen.«

»Wäre das schlecht?«

»Sie bringt sich aber in Gefahr.«

Mehr redeten wir nicht über dieses Thema, weil wir unbedingt herausfinden mußten, aus welch einer Richtung der Trommelklang unsere Ohren erreichte.

Das war schwer zu sagen, denn die zahlreichen Mauern, Ecken, Winkel und Vorbauten verzerrten den Klang. Der konnte von überall her stammen, jedenfalls wehte er über das Mauerwerk hinweg und schien von den dichten Wolken weitergetragen zu werden.

»Aber sie kann doch nur durch das eine Tor gekommen sein«, sagte Suko.

»Genau. Und da gehen wir auch hin.«

Es war leicht für uns. Wir brauchten nur geradeaus weiter.

Je mehr Weg wir zurücklegten, um so lauter, intensiver aber auch drohender wurde der Klang.

Wenn nur nicht dieser verfluchte Nebel gewesen wäre. Zusammen mit der Dunkelheit nahm er uns fast jede Sicht. Aber nicht weit entfernt stand eine der Laternen, die zur Notbeleuchtung zählte. In ihrem gelblichen Schein tanzten die Nebelschwaden, ohne daß sie den Boden erreichten. Man konnte die Gestalt erkennen, die sich durch den Nebel bewegte. Es war Conchita!

Sie ging steif, und das mußte sie auch, denn sie hatte die Trommel umgebunden, die in Bauchhöhe Halt gefunden hatte. Ein breiter

Riemen lief quer über ihre Schulter und spannte sich.

»Conchita!«

Sie hörte nicht auf meine Ansprache und ging weiter. Vielleicht hatte ich auch nicht laut genug gesprochen, und so versuchte ich es noch einmal.

»He, Conchita!«

Diesmal hob die den Kopf. Ihre Hände kamen zur Ruhe. Sie schwebten über der Trommel.

»Mr. Sinclair?« schwang es mir leise entgegen.

»Ja, ich.«

»Sie… Sie haben ihn nicht, wie?«

»Noch nicht.«

Das Mädchen lachte leise. »Er ist aber hier, ich spüre es. Er lauert. Es ist hier auf dem Hof.«

»Das wissen wir selbst. Tun Sie mir einen Gefallen und gehen Sie so schnell wie möglich zurück.«

»Und der Zombie?«

»Um den kümmern wir uns.«

Sie lachte. Ob an oder aus, war nicht zu erkennen. »Tut mir leid, aber ich bin gekommen, um einiges zu regeln. Das müssen Sie verstehen. Ich war immer der Lieblingsenkel meines Großvaters, er hat mich in vieles eingeweiht. Ich will seinen Mörder stellen. Der Trommelklang lockt ihn herbei, Es ist der alte Rhythmus von unserer Insel. Er kennt ihn. Mein Großvater hat ihn mich gelehrt. Ich war eine gute Schülerin, Mr. Sinclair.«

»Das glaube ich Ihnen gern, Conchita. Sie können meinetwegen auch trommeln, wo Sie wollen, aber bitte nicht hier.« Ich ging auf sie zu und hörte ihr »Halt!«

Ich blieb stehen.

Heftig atmete sie ein. »Ich habe es fast geschafft, Mr. Sinclair. Ich spüre, daß er in der Nähe lauert. Lassen Sie mich weiter die Trommel schlagen, sonst ist die Magie vorbei.«

Sollte ich – oder sollte ich nicht?

Mein Freund Suko stellte sich auf Conchitas Seite. »Laß sie doch trommeln, John, vielleicht hat sie recht.«

»Okay, Conchita, okay, machen Sie es.«

»Danke.« Wieder fielen ihre Hände flach im Takt nach unten…

Ich versuchte, die Sekunden zu zählen, und merkte, wie die Spannung in mir wuchs.

Als ich nach dem Kreuz tasten und es mir umhängen wollte, da sah ich schräg hinter ihr die Gestalt.

Sie mußte in irgendeiner Nische gelauert haben und war aus ihr hervorgetreten wie ein von Nebelschwaden umschmeicheltes Monstrum.

Es war Mateo – und er hatte die Axt!

***

Ob er ging oder stand, war nicht genau zu erkennen, denn der Wind durchwühlte genau in diesem Augenblick den dichten Nebel und ließ die Umrisse verzerren. Auf mich machte er den Eindruck wie jemand, der sich hinter einem dünnen Vorhang versteckt hielt.

»Jetzt packen wir ihn!«

Es war Suko, der die Worte gesagt hatte und nicht lange auf mich wartete.

Wir starteten zugleich, und er tauchte wieder auf, während Conchita trommelte und dabei sogar einen alten Gesang erklingen ließ, der schaurig in den Nebel hineindrang und von einigen hastig hervorgestoßenen Worten unterbrochen wurde.

»Komm, komm, du Untier!«

Mateo kam. Aber nicht auf das Mädchen zu, denn plötzlich stand er vor uns, als hätte er die Wand aus Dunst einfach weggerissen.

Eine furchterregende Gestalt, in der rechten Hand die Henkeraxt mit dem langen Stiel, in der linken den Knochen.

Mit beiden schlug er zu.

Der Knochen hätte mir fast die Nase abgerissen, so dicht huschte er an meinem Gesicht vorbei.

Mit der Henkeraxt drosch er nach links, wo Suko stand…

Aber mein Freund hatte blitzschnell reagiert. Er war zur Seite gesprungen und schoß.

Auch ich feuerte.

Conchita trommelte, sprang dabei und sang. In die »Musik« hinein bellten die Schüsse aus den beiden Berettas. Die Kugeln verfehlten ihn nun nicht mehr. Sie hämmerten in seinen Leib, blieben dort stecken und sorgten dafür, daß sie ihre geweihte Magie entfalten konnten, dem der uralte Zombie nichts entgegenzusetzen hatte.

Was so lange gedauert und an unseren Nerven gezerrt hatte, fand hier im Innenhof des Towers sein schauriges Ende.

Der Zombie brach in die Knie. Die Axt hatte er nicht mehr halten können, dafür den Knochen. Er war ein Signum, ein Zeichen, von dem er sich nicht trennen konnte.

Auch jetzt nicht.

Sein Schrei war fürchterlich. Er röhrte in den Nebel hinein und brach ab, als sich der Zombie den weißen Knochen mit der Spitze zuerst in den offenen Mund rammte.

Dann kippte er um.

Auch das Trommeln verklang. Conchita hatte gesehen, was geschehen war, sie spreizte die Arme, drehte sich um und stieß einen fürchterlichen Fluch aus, bevor ihre Beine nachgaben und sie mir

entgegenfiel.

Ich behielt sie in den Armen, schaute schräg über das schwarze Haar hinweg zu Boden, wo derjenige verging, der eigentlich nicht mehr hätte am Leben sein dürfen.

Zurück blieben Staub und Knochen und eine neue Legende um den an Geschichten nicht gerade armen Tower…

***

Suko hatte die Axt genommen und sie wieder an ihren Platz gestellt.

Ich war mit ihm gegangen. Gemeinsam kümmerten wir uns um Cyril Meat, der jammerte, als wir ihn vorsichtig anhoben und die Stufen der Treppe hinauftrugen.

Was er hatte, wußten wir nicht, wir hofften nur, daß ihm der Sturz keine Lähmung brachte.

Conchita wartete auf uns. »Mein Großvater gerächt«, sagte sie.

»Ich habe das Versprechen gehalten.«

»Sprechen Sie nicht von Rache, Conchita.«

»Wieso nicht?«

»Rache ist ein Gefühl, das unsere Welt zerstören kann.«

»Was war der Tod dieser Bestie dann?«

»Das einzig richtige«, erklärte ich und überließ es ihr, darüber nachzudenken.

Noch etwas möchte ich hinzufügen. Cyril Meat kam wieder auf die Beine. Und wir mußten ihm versprechen, uns den Tower einmal bei Tageslicht richtig anzusehen. Allerdings nur unter seiner Führung und ohne das Wissen, einen Zombie im Nacken zu spüren…

ENDE